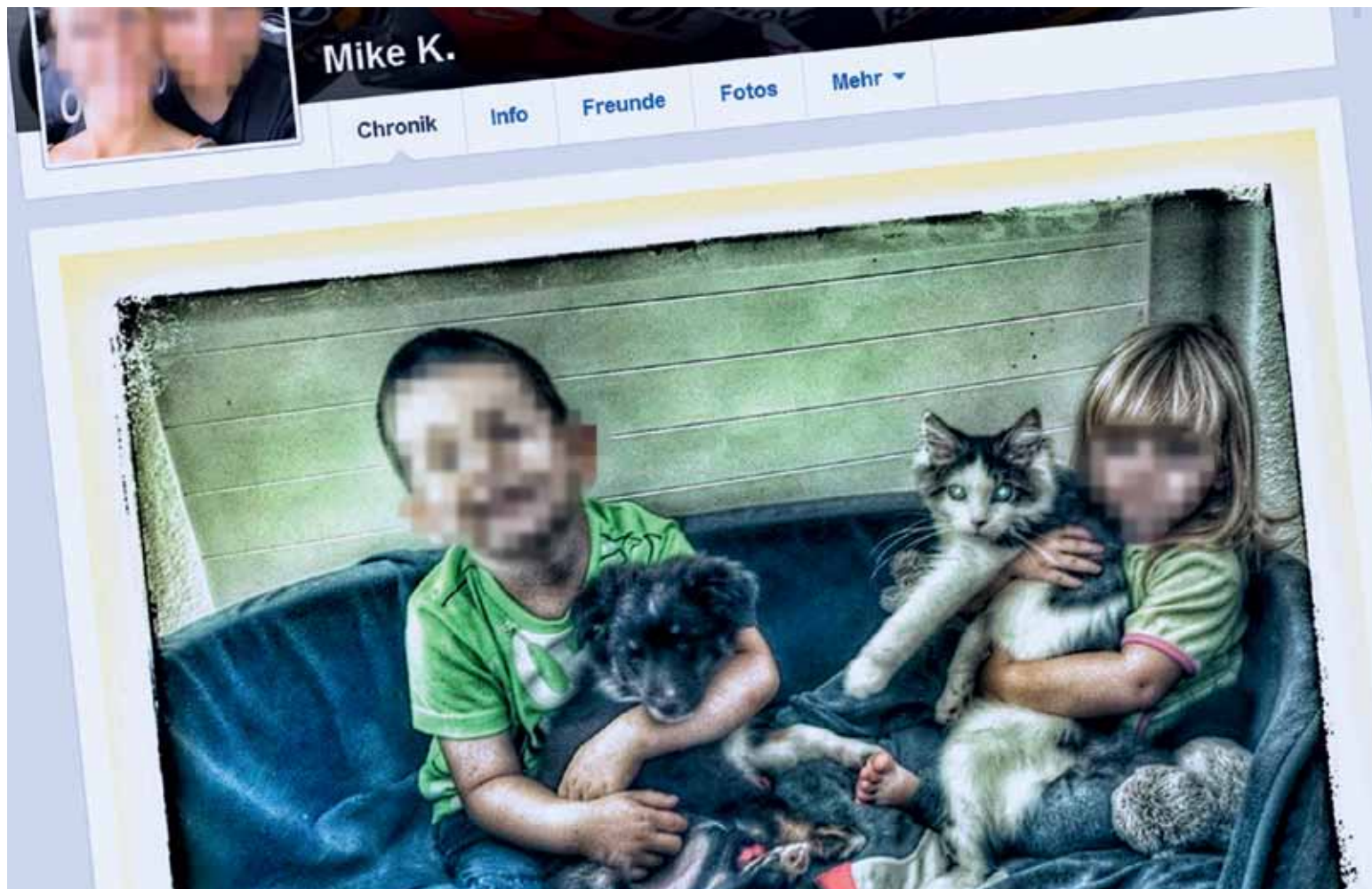


DIE WELTWOCH



Vater Staat: Tödlicher Eingriff

Die Tragödie von Flaach und die Verantwortung der Behörden.
Von Alex Baur, Alex Reichmuth, Rico Bandle und Roger Köppel

Zuger Polit-Skandal

Wie sich Jolanda Spiess-Hegglin als Opfer inszeniert. *Von Philipp Gut*

Wer sind wir?

1315, 1515, 1815, 2015: Versuch über die Identität der Schweiz.
Von Peter Keller



Für Eventdecker!

Tagungsorte gibt es viele, die Umwelt Arena ist einmalig: Das innovative Umfeld verleiht Ihrer Veranstaltung viel Inspiration und Spannung. Hier finden Sie Raum, Technik, Catering, Ideen und Drive für 20, für 100 oder auch für 2000 Personen.

www.umweltarena.ch

Patronat: Kanton Aargau. Mit Unterstützung der W. Schmid Projekte AG.

Hauptpartner:



Intern

Mit dieser Ausgabe dürfen wir eine erfreuliche Neuerung ankündigen. Der Westschweizer Mix & Remix zeichnet neu die Cartoons im Editorial des Chefredaktors. Die Zeichnungen des preisgekrönten Künstlers lösen den Klassiker «Poldi» ab.

Mix & Remix, das klingt wie zwei, ist aber einer. Philippe Becquelin, wie er mit bürgerlichem Namen heisst, gehört hierzulande zu den bedeutendsten und produktivsten Vertretern seines Fachs. Seine unverwechselbaren Zeichnungen entstehen auf dem aufgeräumten Schreibtisch in seinem Atelier im obersten



Willkommen! Karikaturist Mix & Remix.

Stock eines Lausanner Jugendstilhauses mit atemberaubendem Blick über den Genfersee.

Becquelin, 1958 geboren, brach das Gymnasium ab, schloss dafür später erfolgreich die Kunsthochschule in Lausanne ab. Der Name Mix & Remix stammt aus der Zeit, als der Künstler noch gemeinsam mit seiner Frau zeichnete. Bevor er von der Kunst leben konnte, arbeitete er nachts als Zeitausrufer (*guet*) auf dem Turm der Lausanner Kathedrale und pflegte damit eine seit 1405 bestehende Tradition. Bekannt geworden ist er vor allem durch die Politsendung «Infrarouge» des Westschweizer Fernsehens, in der er seit über zehn Jahren live die Streitgespräche im Fünfminutentakt mit spontan gezeichneten Kommentaren auflockert. Seit vielen Jahren erscheinen seine Cartoons auch in der Wochenzeitschrift *L'Hebdo*. Es ist uns eine Ehre, dass wir den sympathischen Künstler für die *Weltwoche* gewinnen konnten.

Es herrschte perfektes Wetter für die Pegida-Demonstration in Dresden – perfektes Mistwetter: nasskalt, eisige Böen. Wer bei solcher Witterung auf einer Wiese steht, tut dies nicht aus Langleweiligkeit. Sachsens Hauptstadt ist Hochburg der «Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes» – was manche Medien über eine vermeintlich braune Gesinnung der Stadt spekulieren liess. Dazu passt nicht, dass sich Pegida auf der Cockerwiese traf, benannt nach dem Rocksänger Joe Cocker. Kaum ein Indiz für bierdimpfelige Deutschtümelei. **Seite 38**

Der Tod von Udo Jürgens kurz vor Weihnachten kam völlig überraschend. Hatte der Entertainer nicht gerade erst eine Tournee begonnen, die unter dem Titel «Mitten im Leben» stand? Hatte er nicht gerade erst seinen 80. Geburtstag gefeiert – voller Lebenskraft und -freude? Die Mischung aus Lebenslust und Lebensweisheit war es auch, die Jürgens' Antwort auf die grosse *Weltwoche*-Umfrage prägte. Wir fragten in- und ausländische Prominente, was das Leben lebenswert macht. Die Resonanz war überraschend, und Udo Jürgens' Antwort, die er kurz vor seinem Tod übermittelte, wurde so zu einer Art Vermächtnis. Die Sehnsüchte seien es, die das Leben lebenswert machen, meinte er. Vor allem dann, wenn sie sich nicht verwirklichten. **Seite 12**

In eigener Sache: Fälschlicherweise führten wir auf der Titelseite der Jahresendausgabe («Wir sind 2014», Nr. 51/52) Lucien Favre auf. Das Interview mit dem Schweizer Fussballtrainer wird zu einem späteren Zeitpunkt publiziert. Wir bitten um Entschuldigung.

Ihre Weltwoche

Titelbild: Es zeigt eine anonymisierte Originalversion eines Facebook-Eintrags der Flaacher Unglücksfamilie mit den beiden Kindern.



www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer - Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut, Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscicono, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Man muss noch Ziele haben im Leben!



Unheil von oben

Der Fall Flaach ist ein Symptom für das Unglück eines fortschreitenden Zentralismus.

Von Roger Köppel

Meine Frau würde mich vermutlich umbringen, wenn ich ihr unsere drei Kinder wegnähme. Nichts gegen meine Frau. Sie würde einfach so handeln, wie die meisten Frauen handeln, wenn ihnen jemand ihre Kinder wegnimmt. Die Mutterliebe ist die intensivste bekannte Beziehungsenergie, eine Urkraft aus den Tiefen der Evolution. Wer sich unvorsichtig an diesem wundervollen, gefährlichen Magnetfeld zu schaffen macht, geht Risiken ein. Die meisten Mütter, die ich kenne, würden für ihre Kinder alles geben, sie würden kämpfen bis aufs Blut, unter Umständen töten, vielleicht sogar morden. Das ist keine Kritik an den Müttern, sondern eine nüchterne Schilderung der Realität.

Wer sich zwischen eine Mutter und ihr Kind drängt, setzt zerstörerische Energien frei. Eine Mutter, die um ihre Kinder gebracht wird, ist nicht mehr der gleiche Mensch. Liebe schlägt oft in Hass um, Mutterliebe kann in Raserei ausarten. Hoffen wir, dass die Zürcher Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) – was für eine hässliche Abkürzung – ihre sehr guten Gründe hatte, als sie sich Ende letzten Oktobers amtlich ermächtigte, die Verantwortung für die beiden Kinder (zwei- und fünfjährig) einer augenscheinlich verwahrlosten schweizerisch-türkischen Familie aus der Zürcher Landgemeinde Flaach an sich zu reißen.

Ich bin sicher: Die im fernen Winterthur stationierten Experten meinten es gut. Sie wollten die beiden Flaacher Kinder aus prekären Verhältnissen befreien. Sie meinten es so gut wie damals ihre beamteten Vorgänger, die vor über fünfzig Jahren hoffnungslosen Familien die Kinder wegnahmen, um sie in besseren Umständen zu «verdingen». Es ist eine ironische Pointe am Rande, dass die Schweizer Zeitungen rückblickend die Verdingpraxis heftig kritisieren, während sie heute erstaunliches Verständnis zeigen für die staatlichen Kinderbeschützer, die sich nun mit der schrecklichen Tatsache konfrontiert sehen, dass die beiden Flaacher Kinder, für die sie die Verantwortung übernommen hatten, am Neujahrstag auf Heimurlaub von der eigenen Mutter vermutlich aus Verzweiflung, aus Rache oder aus Wahnsinn (spielt es eine Rolle?) ermordet wurden.

Ich behaupte nicht, dass die staatlichen Behörden direkt schuld am Tod der beiden Kinder sind. Aber sie tragen die Verantwortung.



«Mutterliebe kann in Raserei ausarten.»

Durch ihren tödlichen Eingriff in die Unglücksfamilie haben sie fahrlässig einen Zerstörungskreislauf in Gang gesetzt. Fahrlässig: Sie haben entweder zu leichtfertig die Kinder an sich genommen oder aber zu leichtfertig die Kinder wieder zurückgegeben. Hier liegt die Tragik: Indem die Mutter ihre Kinder umbrachte, lieferte sie den Nachweis, dass es richtig war, ihr die Kinder wegzunehmen, aber gleichzeitig falsch, ihr die Kinder so kurz nach der Wegnahme wieder vorübergehend zurückzugeben. Ausgerechnet über die emotional befrachteten Weihnachtstage. Und erst noch, ohne einen wirklich erreichbaren Betreuungsdienst einzurichten.



Der Staat trug zum Zeitpunkt der Ermordung die Verantwortung für die beiden Kinder. Trotzdem hat er sich über die Weihnachtstage kurzfristig aus der Verantwortung abgemeldet. Man braucht kein diplomierter Erziehungspädagoge zu sein, um hier schreckliche Oberflächlichkeit zu orten. Wer einer Mutter die Kinder enteignet, erklärt ihr den Krieg. Wer die Kinder kurz darauf ins Kriegsgebiet zurückschickt, setzt sie unabsehbaren Gefährdungen aus. Einer Mutter die Kinder wegzunehmen, ist das Schlimmste. Wer das macht, muss also mit dem Schlimmsten rechnen. Umgekehrt gilt: Wer den Ernstfall entfesselt, ohne sich ernsthaft darauf vorzubereiten, handelt verantwortungslos. Die staatlichen Kinderschützer haben im Fall Flaach versagt. Das ist nicht Polemik, das sind die Fakten.

Die grossen Tageszeitungen wiegeln ab. Sie finden es falsch, wenn man aus dem aktuellen Extremfall Argumente gegen die neue, übrigens schon seit Monaten heftig umstrittene kantonale Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB) ableitet. Vielleicht ist die Entwarnung der behördennahen Kollegen verfrüht. Der Fall Flaach ist kein exotisches Sonderereignis, sondern ein Beispiel dafür, was alles falsch laufen kann, wenn man vormundschaftliche Aufgaben aus der überschaubaren Nah- und Verantwortungzone der Gemeinde auf die vermeintlich kompetentere und professionellere höhere Ebene abschiebt. Die im Kanton Zürich vor allem auf Druck des damaligen Regierungsrats Markus Notter (SP) verfügte Zentralisierung der Vormundschaft muss ihre Überlegenheit gegenüber dem alten, bodennahen System erst noch beweisen. Die Skepsis freilich wird nach der jüngsten Tragödie nicht kleiner.

Die Schweiz setzte bisher mit Erfolg auf Föderalismus. Es wurde auf der jeweils tiefstmöglichen Stufe entschieden. Wie es der Demokratie von unten entspricht. Seit Jahren wird unter dem Eindruck schlechter Vorbilder aus dem europäischen Ausland politisch das Gegenteil versucht. Bildungswesen, Sozialpolitik: überall herrscht mehr Zentralismus, weniger Föderalismus. Auch in Steuerfragen soll der von seinen Kritikern als kleinkariert empfundene Föderalismus endlich überwunden werden. Zum Glück zerschellten die entsprechenden Vorstösse bisher an der direkten Demokratie.

Die Einrichtung einer zentralisierten, angeblich professionellen Vormundschaftsbürokratie torpediert ebenfalls bewährte föderalistische Grundsätze. Befürworter wollen darin einen Fortschritt sehen. Wirklich? Der Fall Flaach ist kein tragischer Unfall ohne Bedeutung. Er ist das beunruhigende Symptom einer modischen Neigung, im Staat immer mehr Verantwortung von unten nach oben, von Gemeinden zu Experten, von Bürgern zu Bürokraten zu verschieben.



Schwarzes Schaf: Prinz Andrew. Seite 48



Schweizer Franken im Euro-Strudel: Seite 26



Vorbild Schweiz: Pegida-Demo. Seite 38



Perfekte Selbstinszenierung: Seite 42

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Das grosse Nichts
- 9 **Im Auge** Ali Agca, Papst-Attentäter
- 10 **Menschenrechte** Fremde Richter
- 10 **Umwelt** Minirekord
- 11 **Personenkontrolle** Widmer-Schlumpf, Fässler, Portmann, Müller, Pfister, Lustenberger, Romano, Ringger etc.
- 11 **Nachruf** Ruth Im Obersteg Geiser, Politikerin
- 12 **Was macht das Leben lebenswert?**
Antworten von Prominenten, die es wissen müssen
- 16 **Die Deutschen** Die Glaskugel
- 16 **Wirtschaft** Mit stumpfen Waffen
- 17 **Ausland** Grexit – ein deutsches Lieblingsthema
- 18 **Mörgeli** Entschuldigung fürs Rechthaben
- 18 **Bodenmann** Das kleine Schwarze
- 19 **Medien** Ringgi und Springgi
- 19 **Gesellschaft** Was Frauen gefällt
- 20 **Darf man das? / Leserbrief / Leserblitz**

Hintergrund

22 Wer sind wir?

Ohne ihre Mythen ist die Schweiz nicht zu verstehen

26 Der Stausee der Nationalbank

Die steigenden Risiken der Franken-Euro-Kurs-Untergrenze

28 Vater Staat: Tödlicher Eingriff

Die Vormundschaftsbehörden schätzten die Gefahr falsch ein

29 Gesetze Profis statt Laien beim Kinderschutz

31 Vormundschaft «Das System wurde teurer und schlechter»

32 Zuger Polit-Skandal

Chronik eines versuchten Rufmords von links

34 Vermögen mit Verfalldatum

Serie: Der Streit in der Familie von Finck (Teil 1/3)

37 Fernsehen Schawinskis Grounding

38 Belogen, betrogen und beschimpft

Was die Pegida-Demonstranten in Deutschland wollen

41 Brief aus Berlin Angela Merkel und die Pegida-Bewegung

42 Die optimierte Frau

Facebook und Instagram setzen Frauen unter Druck

44 Putins Papierkügelchen-Strategie

Wie tickt der russische Präsident?

46 Europas Spielverderber

Griechenland droht zu wählen und Brüssel zu missfallen

48 Englands ewiger Schmuddel-Prinz

Prinz Andrew und kein Ende der Skandale



«Die Sicherheit der Bank hat sich erhöht»: Raiffeisen-CEO Vincenz. Seite 50

Interview

50 «...dann haben wir nur noch Beamte»

Pierin Vincenz, oberster Chef der Raiffeisenbanken, fordert einen Stopp bei der Regulierung und kritisiert den Euro-Mindestkurs der Nationalbank

Stil & Kultur

54 **Stil & Kultur** Aloha from Heaven: Elvis Presley

56 **Bestseller**

56 **Danioth, der Teufelsmaler**

Persönliche Erinnerungen an den grossen Urner Künstler

59 **Jazz Mats-up at the Bird's Eye Jazz Club**

60 **Top 10**

60 **Kino «Wild Tales»**

61 **Fernseh-Kritik «Der Bestatter»**

62 **Namen Gold und Edelstein**

63 **Hochzeit Conrad Peyer und Claudia Bachmann**

63 **Thiel Brandgefährlich**

64 **Wein Barriqueria Castagna Merlot Ticino 2012**

64 **Auto/Zu Tisch Mit dem Aston Martin Rapide S im Napa Valley**

66 **MvH trifft Freddy Nock, Hochseilartist**

Autoren in dieser Ausgabe

Edward Lucas



Der britische Journalist und Buchautor – von 1998 bis 2002 Bürochef des *Economist* in Moskau – gilt als einer der profiliertesten Ost-West-Kenner Europas. Lucas beschreibt die Denkmuster des russischen Präsidenten Putin, die den meisten westlichen Politikern wie ein Rätsel vorkommen. Seite 44

Karl Lüönd



Für sein Gesamtwerk wurde der Schweizer Journalist und Verleger 2007 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. In seinem Artikel würdigt Lüönd den bedeutenden Urner Maler und Dichter Heinrich Danioth, an den er sich noch aus Kindheitstagen erinnert. Seite 56

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH



Mercedes-Benz Winter Experience

Eiskaltes Fahrvergnügen.

Erleben Sie maximalen Fahrspass beim Winterfahrtraining auf Schnee. In Samedan GR und Saanen BE stehen Ihnen die aktuellen 4MATIC-Modelle von Mercedes-Benz zur Verfügung.

Testen Sie die Grenzen Ihres fahrerischen Könnens beim Kreisdriften und beim Handling-Parcours. Unsere Instrukturen zeigen Ihnen, wie Sie selbst in schwierigsten Situationen kühlen Kopf bewahren. Auf dem Offroad-Parcours erfahren Sie bei steilen Auf- und Abwärtsfahrten, wie Sie auch im Winter sicher unterwegs sein können.

Gönnen Sie sich dieses einzigartige Wintererlebnis und geniessen Sie einige Stunden purer Fahrspass. Dabei stehen Ihnen von der A- bis zur S-Klasse verschiedene Top-Fahrzeuge von Mercedes-Benz zur Verfügung. Auch AMG-Modelle und SUVs können auf Herz und Nieren getestet werden.

Ein maximales Fahrerlebnis während des ganzen Tages ist durch die persönliche Betreuung durch unsere erfahrenen Instrukturen garantiert



Platin-Club-Spezialangebot

Mercedes-Benz Winter Experience.
Exklusives Winterfahrtraining auf Schnee.

Arrangement 1:

An- und Abreise am gleichen Tag;
Fahrtraining inkl. Verpflegung
Fr. 480.- (statt 580.-)

Arrangement 2:

Anreise am Vorabend;
Übernachtung und Abendessen im Hotel,
Fahrtraining und Verpflegung
Fr. 680.- (statt 780.-)

Termine:

11.–24. Februar 2015: In Samedan bei St. Moritz
28. Februar–6. März 2015: In Saanen bei Gstaad

Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement unter
www.mercedes-benz.ch/winterexperience.
Bitte Promotionscode «weltwoche2014»
angeben.

Veranstalter:

Mercedes-Benz Schweiz AG
www.weltwoche.ch/platinclub

www.weltwoche.ch/platinclub



Das grosse Nichts

Von Philipp Gut — Zu den schweizergeschichtlichen Jubiläen dieses Jahres haben die Universitätshistoriker kaum etwas Neues zu sagen. Woher rührt das sonderbare geistige Vakuum?



Wer sind wir?

Der Kontrast sticht ins Auge: Während die Schweiz dieses Jahr vor mehreren bedeutenden historischen Jubiläen steht – Morgarten 1315, Eroberung des habsburgischen Aargaus 1415, Schlacht von Marignano 1515, Wiener Kongress und Garantie der Schweizer Neutralität 1815, Kriegsende 1945 (siehe auch Artikel Seite 22) –, schafft das Historische Seminar der Universität Zürich die Schweizer Geschichte auch als Nebenfach ab.

Bereits vor zehn Jahren hat die grösste Universität des Landes die Schweizer Geschichte als Hauptfach aus dem Programm gekippt. Der Schreibende machte damals den Entscheid im Oktober 2005 im *Tages-Anzeiger* publik, was eine heftige Debatte auslöste, an der sich Professoren des In- und Auslands beteiligten. Insofern ist das definitive Aus des Studienfachs Schweizer Geschichte nur der letzte bürokratische Federstrich einer Entwicklung, die längst eingeleitet war. Die verantwortliche Seminarkonferenz führt vor allem technische Gründe an: Die Nebenfachstudien hätten unter dem Bologna-System gewuchert. Auch andere Nebenfächer liefen aus. Man erhoffte sich eine Vereinfachung.

Das eigentliche Problem liegt allerdings tiefer. Die entscheidende Frage lautet, wie die Geschichte der Schweiz an unseren Universitäten überhaupt gelehrt wird. Die Antwort ist

ernüchternd, gerade auch für die Historiker der Universität Zürich, die stets einen gewissen Führungsanspruch erhoben haben. Wüssten die Steuerzahler wirklich, welche Schwerpunkte gesetzt oder eben nicht gesetzt werden – sie würden sich wundern.

Wo bleiben die spannenden Bücher?

Sowohl gegen innen – in Vorlesungen, Seminaren, Kolloquien – wie auch gegen aussen erfolgen kaum mehr raumgreifende Impulse in der Schweizer Geschichte. Wo sind die grossen Stoffe? Wo bleiben die spannenden Bücher, die lustvollen und interessanten Debatten?

In den letzten zehn Jahren herrschte intellektuelle Funkstille. Spätestens seit dem frühen Tod des Mittelalterhistorikers Roger Sablonier ist an der Uni Zürich in Sachen Schweizer Geschichte nichts Nennenswertes mehr publiziert worden. Vor allem auch von den Neuzeitlern nicht, heissen sie nun Jakob Tanner, Philipp Sarasin oder Francisca Loetz.

Blickt man auf andere Hochschulen, ist die Lage vielleicht etwas besser. Ein Georg Kreis in Basel hat sich stets bemüht, zentrale, auf der Agenda stehende Themen aufzugreifen. Auch im Welschland sind kürzlich interessante Geschichten der Schweiz erschienen. Die wohl bekanntesten historischen Synthesen aus

»» Fortsetzung auf Seite 10

Weisse Rosen



Ali Agca, Papst-Attentäter.

Er wollte sich unbedingt mit Franziskus treffen, dem argentinischen Papst, als dieser im November die Türkei besuchte. Aber der Oberhirte hatte keine Zeit. Also kam Ali Agca nach Rom, wohin bekanntlich alle Wege führen, obwohl er zwar einen türkischen Pass, aber kein Visum hatte und trotzdem ungehindert nach Wien fliegen konnte, fuhr dann weiter im Mietwagen über den Brenner und im Taxi zum Vatikan «und legte die letzten Schritte zu Fuss zurück», wie er anmerkte. Per Handy bot er einen Journalisten als Augenzeugen auf.

Der unheimliche illegale Pilger im Anzug mit Krawatte, der in den Grotten unter dem Petersdom weisse Rosen auf das Grab des Papstes Johannes Paul II. legte, war dessen Attentäter und so undurchsichtig wie damals, am 13. Mai 1981, als er den Pontifex Wojtyla auf dem Petersplatz mit drei Schüssen lebensgefährlich verletzt hatte. Der Heilige Vater verzieh ihm und besuchte ihn am 27. Dezember 1983 in seiner Gefängniszelle. Nach neunzehn Jahren wurde Ali Agca amnestiert und in die Türkei abgeschoben. Er sass dort eine Reststrafe wegen eines Mordes am Chefredaktor der Zeitung *Milliyet* ab. Seit vier Jahren lebt er auf freiem Fuss. Die Drahtzieher und die Logistik des Anschlags auf den polnischen Papst blieben im Dunkeln. Eine italienische Untersuchungskommission zeichnete ein Komplott von sowjetischen, bulgarischen und Stasi-Geheimdienstlern im Auftrag des Kremls nach, der zwanghafte Lügner Agca zündete selber immer wieder Nebelkerzen und enthüllt in seinen Memoiren den Ajatollah Chomeini als Auftraggeber; als gesichert gilt nur, dass er der rechtsextremistischen Terrororganisation Graue Wölfe angehörte.

Ohne Federlesens und ohne Verhör steckte die Römer Polizei jetzt den Unerwünschten in ein Flugzeug nach Istanbul, obwohl Ali Agca Aufklärung im Falle des 1983 spurlos verschwundenen Teenagers Emanuela Orlandi versprochen, der Tochter eines Vatikanangestellten. Sie sei, behauptet Agca, damals entführt worden, um ihn freizupressen. Sie lebe noch in der Türkei.

Peter Hartmann

jüngster Zeit stammen aber von einem Deutschen (Volker Reinhardt, Freiburg) und von einem Schweizer, der im Ausland tätig ist (Thomas Maissen, Paris).

Blättert man die Vorlesungsverzeichnisse durch, fällt zudem auf: Es sind kaum übergreifende Darstellungen im Angebot, und die politische Geschichte fehlt fast komplett. Stattdessen kümmern sich die Neuzeitprofessoren um Detailfragen und Theorie.

Es ist bezeichnend, dass die grossen Themen und Stoffe dieses Jahres nicht von der staatlich alimentierten Akademie behandelt werden, sondern von Privaten. So wird Markus Somm, der Chefredaktor der *Basler Zeitung*, ein Buch über Marignano vorlegen. Die Profis schweigen. Oder mäkeln missgelaunt. Woran liegt diese Misere? Woher das merkwürdige geistige Vakuum?

Zunächst: Es handelt sich um eine schweizerische Eigenart. In andern Ländern wäre es undenkbar, die eigene Geschichte ins Off der Beliebbarkeit zu verbannen. Deutschland, Amerika, Frankreich ohne deutsche, amerikanische, französische Geschichte? Unmöglich.

«Angeborene Grauhaarigkeit»

Betrachtet man das schweizergeschichtliche Schaffen der hiesigen Professoren, fühlt man sich an Nietzsches Diktum von der historischen Bildung als einer «Art angeborener Grauhaarigkeit» erinnert. Sie können sich Schweizer Geschichte nur noch als Karikatur vorstellen.

Dabei ist das Mythenzertrümmern der Schrei von vorgestern. Vom originellen kritischen Engagement eines Marcel Beck oder des Schriftstellers Otto Marchi («Schweizer Geschichte für Ketzler») in den 1970er Jahren ist nur noch eine müde Süffisanz geblieben.

Bei allem Bemühen um Wissenschaftlichkeit: Geschichtsschreibung bleibt immer auch politisch. Die «eunuchische Objektivität», wie sie der deutsche Historiker Johann Gustav Droysen nannte, ist eine Illusion. Das ist wohl des Pudels Kern: Der heutigen Historikergilde, linksliberal bis links sozialisiert, ist die grosse Erzählung der Schweiz tief im Herzen zuwider. Denn die Eidgenossenschaft hat sich seit dem Spätmittelalter bei intensiver wirtschaftlicher Verflechtung und Internationalität politisch anders entwickelt als die Territorialstaaten und Grossreiche ringsum. Der ungarische Autor Sándor Márai hat in einem jüngst in der *NZZ* abgedruckten Essay aus dem Jahr 1950 von einem Postulat gesprochen, das jedes Feilschen ausschliesst: «Der Anspruch auf Freiheit». Dies – der Wille zu Freiheit, Unabhängigkeit, Neutralität – ist der Leitfaden der eidgenössischen Geschichte. Das passt den Professoren nicht ins Konzept. Wer diesen Faden aufnimmt, landet nicht in Brüssel.

Mehr zum Thema: Seite 22

Menschenrechte

Fremde Richter

Von Markus Schär — Der EU-Gerichtshof verbietet der EU, der EMRK beizutreten.

Wer als Eidgenosse vor fremden Richtern warnt, gilt hierzulande als Hinterwälder aus dem Hochmittelalter. Im historischen Morast auf dem Rütli bleibt angeblich stecken, wer sich gegen die Allmacht des Europäischen Gerichtshofs der EU in Luxemburg und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte des Europarates in Strassburg ausspricht. Kaum jemand beachtete deshalb in der Schweiz die Posse, die sich zwischen den beiden höchsten Justizhäusern Europas vor Weihnachten abspielte.

Alle 28 Mitgliedstaaten der EU gehören selbstverständlich, wie die Schweiz, zum Europarat und anerkennen damit die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK). Aber auch die EU selber wollte schon vor zwanzig Jahren der Konvention beitreten, damit EU-Bürger, die ihre Menschenrechte verletzt sehen, sich direkt an die Richter in Strassburg wenden könnten. Der Europäische Gerichtshof (EuGH) donnerte aber 1996 in einem Gutachten, die EU dürfe das aufgrund ihrer Verträge nicht, sondern müsste erst eine Verfassungsgrundlage schaffen. Das holte die EU mit dem Vertrag von Lissabon nach, der 2009 in Kraft trat. Er verankert die Grundrechtecharta, die die EU schon 2000 ausrief, und verleiht damit den Menschenrechten auf Strassburger Art dasselbe Gewicht wie den Verträgen der EU-Mitgliedstaaten. Damit machte die EU dasselbe wie die Schweiz, die in der Bundesverfassung von 1999 die Menschenrechtskonvention abschrieb.

Deshalb führte die EU seit 2010 mit dem Europarat Verhandlungen über einen Beitritt; nach drei Jahren kamen sie zum erfolgreichen Abschluss. Nur noch die höchsten EU-Richter in Luxemburg mussten ihren Segen dazu geben. Und sie sprachen nach gut einjähriger Bedenkzeit vor Weihnachten ihr Veto aus: Das Abkommen verkenne «das Wesen der Union»; insbesondere missachte es, dass «das Unionsrecht unter Ausschluss jedes anderen Rechts gilt». Der Gerichtshof stellt in seinem Gutachten fest, «dass die EMRK infolge des Beitritts [...] die Unionsorgane und die Mitgliedstaaten binden und damit Bestandteil des Unionsrechts werden würde». Das heisse: «Die Union würde dann, wie jede andere Vertragspartei, einer externen Kontrolle unterliegen, deren Gegenstand die Beachtung der in der EMRK vorgesehenen Rechte und Freiheiten wäre.» Das aber gehe nach Unionsrecht nicht.

Oder, umgangssprachlich ausgedrückt: Fremde Richter? So weit kommt's noch!

Umwelt

Minirekord

Von Alex Reichmuth — 2014 war wohl so warm wie noch kein Jahr. Das bedeutet nicht viel.

Thomas Stocker, der renommierte Berner Klimaforscher, triumphierte schon, bevor das Jahr zu Ende war. 2014 sei das wärmste Jahr überhaupt, schrieb er am 28. Dezember in der *Schweiz am Sonntag*. Er sei «froh über das Rekordjahr 2014, denn der Begriff «Erwärmungspause» ist nun vom Tisch». Die demonstrativ vorgetragene Freude über das Fortschreiten der Erderwärmung überrascht, da der Klimawandel laut Stocker ja schlimme Folgen für Mensch und Umwelt haben soll. Mit der Vorwegnahme eines Temperaturrekords befindet er sich in bester Gesellschaft. Zuvor hatte schon die Weltorganisation für Meteorologie (WMO) verkündet, das Jahr 2014 sei «auf dem Weg zu einem der heissesten, wenn nicht das heisseste», zu werden. Dass die Meldung am 3. Dezember kam, genau zu Beginn der Klimakonferenz in Lima, lässt auf politische statt wissenschaftliche Beweggründe schliessen.

Wenige Hundertstel

Die Ungeduld der Klimaforscher, einen Wärmerekord zu vermelden, erstaunt nicht. In den letzten fünfzehn Jahren stieg die weltweit gemittelte Oberflächentemperatur, je nach Messreihe, nur noch schwach oder stagnierte ganz. Dabei hatten alle Computersimulationen der Forscher das Gegenteil vorausgesagt. Dass dieses Versagen nun aus der Welt geschafft ist, stimmt nicht – selbst wenn die Rekordmarke durch die definitiven Messwerte für 2014 bestätigt werden sollte. Denn die neue Höchstmarke wird wohl nur wenige Hundertstel Grad Celsius über dem bisherigen Spitzenwert liegen. Das bedeutet zum einen, dass die Steigerung innerhalb der Mess- Ungenauigkeit liegt und somit nur begrenzt aussagekräftig ist. Zum anderen ändert sich mit dem Minirekord nicht viel an der Diskrepanz zwischen vorausgesagten und tatsächlichen Temperaturen: Seit Beginn des neuen Jahrtausends klaffen diese immer stärker auseinander. Es müssten schon mehrere Jahre mit viel deutlicheren Hitzerekorden folgen, damit Prognosen und Realität wieder einigermaßen übereinstimmen. Denn was sagten die führenden Klimaforscher, als sie die fünfzehnjährige Erwärmungspause eingestehen mussten: Diese sei viel zu kurz, um von Bedeutung zu sein – und somit kein Grund dazu, am menschengemachten Klimawandel zu zweifeln. Jetzt präsentieren die gleichen Forscher den mutmasslichen Minirekord eines einzelnen Jahres wie eine Trophäe. Da soll einer noch folgen können.

Personenkontrolle

**Widmer-Schlumpf, Fässler,
Portmann, Müller, Pfister,
Lustenberger, Romano,
Ringger, de Weck,
«Madame Etoile»**

Das vergangene Jahr widmete Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) unter anderem dem Ziel, die im internationalen Vergleich bereits vorbildlichen Schweizer Geldwäschereiregelungen weiter zu verschärfen. Besonders umstritten waren ihre Pläne für ein Bargeldverbot bei Zahlungen über 100 000 Franken, aber auch die Einführung besonderer Sorgfaltspflichten für Banken bei «politisch exponierten Personen» (PEP). Was den zweiten Punkt betrifft, so war es für die Geg-



PEP-Risiko: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

ner dieser Ansinnen eine glückliche Fügung, dass just zur Parlamentsdebatte im Juni eine kleine Bank der St. Galler Altnationalrätin **Hildegard Fässler** (SP) die Tür wies, da sich das Finanzinstitut von einem PEP-Risiko befreien wollte. Das verschreckte Parlament versagte Widmer-Schlumpf zunächst die Gefolgschaft und entfernte sich selbst aus der Definition «politisch exponierter Personen». Auch vom Bargeldverbot wollte die grosse Kammer nichts wissen. Die *Neue Zürcher Zeitung* warnte vor der «Spiellaune» des Nationalrates. Im Dezember fand diese dann ein jähes Ende: Nach der Differenzbereinigung mit dem Ständerat gab ein Grossteil der FDP- und CVP-Fraktion ihren Widerstand gegen die PEP-Definition auf und liess sich auf einen Kompromiss beim Bargeldverbot ein. Beim Nein blieben, neben der ganzen SVP-Fraktion, lediglich die FDP-Nationalräte **Hans-Peter Portmann** (Zürich) und **Walter Müller** (St. Gallen) sowie die CVP-Vertreter **Gerhard Pfister** (Zug), **Ruedi Lustenberger** (Luzern) und **Marco Romano** (Tessin). (fsc)

Zwischen hundert und dreihundert Patienten sterben in der Schweiz jährlich an einer Grippe, die sie im Spital aufgelesen haben. So schätzt es die Infektiologievereinigung Swissnoso.



«Persönliche Freiheit»: Gewerkschafter Ringger.

Beat Ringger, Zentralsekretär des Verbands des Personals öffentlicher Dienste (VPOD), sieht trotzdem keinen Handlungsbedarf. Ein Impfblogatorium für das Spitalpersonal lehnt er ab. «Die persönliche Freiheit des Personals ist höher zu gewichten», so der Gewerkschafter. Die Zahl der Spital-Gripptoten entspricht etwa der der Verkehrstoten. Ringger war vor zwanzig Jahren eine der treibenden Kräfte hinter der Volksinitiative Umverkehr, die eine Halbierung des Strassenverkehrs forderte. Wir sind gespannt, ob Ringger bei der nächsten Diskussion über die Gefahren im Strassenverkehr ebenfalls die Meinung vertritt, jegliche Alkoholgrenzwerte bedeuteten einen unzulässigen Eingriff in die persönliche Freiheit der Autolenker. (are)

Unter den Angeboten des Service-public-Anbieters SRG gehören die Astrologiesendungen zu den farbenfrohesten. Trotzdem erfreuen sich nicht alle Fernsehzuschauer daran, dass sie mit ihren Gebühren Sendungen wie «Madame Etoile Horoskop» finanzieren müssen. Manchen geht dies weltanschaulich gegen den Strich. Skeptiker Schweiz – Verein für kritisches Denken hat dem SRG-Generaldirektor **Roger de Weck** nun einen offenen Brief geschrieben: Beim Schweizer Radio sei das Astrologieangebot breiter als das Wissenschaftsangebot. Dies, obwohl die Astrologie einer «wissenschaftlichen Prüfung nicht standhält». Die Skeptiker sehen durch den Astro-Hokuspokus die Legitimität der SRG als «ein Stück weit erodiert» an. Bis jetzt hat der SRG-Generaldirektor nicht auf den Brief geantwortet. Ob und wann er dies tun wird, weiss vielleicht «Madame Etoile». (fsc)



Astro-Hokuspokus: SRG-Generaldirektor de Weck.

Nachruf



Erste Stadtschreiberin: Im Obersteg Geiser.

Ruth Im Obersteg Geiser (1921–2014) — Die Handelslehrerin und Mutter von vier Kindern gehörte zur kleinen, aber nicht kleinlauten SVP-Minderheit, die sich fürs Frauenstimmrecht einsetzte. Als Präsidentin des bernischen Frauenstimmrechtsvereins und Mitbegründerin der SVP-Frauenkonferenz kämpfte Ruth Im Obersteg Geiser engagiert für Frauenanliegen. Nach Einführung des kommunalen Frauenstimmrechts wählten sie die Berner 1970 als erste Frau in die Stadtregierung. Bis 1984 stand Gemeinderätin Im Obersteg Geiser der Baudirektion vor. Zuerst von den Männern beargwöhnt, erwies sich die Volkswirtschaftlerin als tüchtig und versah ihre Aufgabe gewissenhaft. Ihre bürgerliche Verkehrspolitik berücksichtigte die Interessen von Individualverkehr und öffentlichem Verkehr gleichermaßen. Sie zog geschickt die Fäden, als in Bern eine Frau landesweit erste Stadtschreiberin wurde.

Doch mit ihrer Partei kam es 1976 zum Zerwürfnis: Eine ausserordentliche Hauptversammlung beschloss mit 168 gegen 55 Stimmen, Im Obersteg Geiser nicht mehr zu nominieren. Die SVP mochte vor allem ihre Liebesbeziehung zum verheirateten Amtskollegen Kurt Schweizer (SP) nicht goutieren. Auch die FDP hatte vorgängig eine Unterstützung ausgeschlossen. So trat Ruth Im Obersteg Geiser als Parteilose an – und schaffte die Wiederwahl. Nach ihrem Rücktritt engagierte sie sich in verschiedenen Stiftungen und als Präsidentin der Berner Künstlerinnen. Bis zuletzt äusserte die 94-Jährige gerne ihre dezidierten Ansichten über die SVP – vor allem über die SVP blocherscher Prägung. *Christoph Mörgeli*

Was macht das Leben lebenswert?

Ist es die Liebe, das Leben selbst, die Neugier oder gar der Tod? Erleben wir das Leben am intensivsten beim Wandern, bei einem Teller Pasta oder donnerstags, wenn die *Weltwoche* erscheint? Antworten von Künstlern, Kardinälen, Managern, Poeten und Politikern, darunter die letzten offiziellen Worte von Udo Jürgens.

Udo Jürgens, kurz vor Weihnachten verstorbener Musiker — Für mich ist es wichtig, unterwegs zu sein. Sich einfach etwas vorzustellen, etwas vorzunehmen und sich auf die Reise zu begeben. Gedanklich und sonst wie. Aber die grössten Ziele kann man sowieso nicht erreichen. Das ist aber auch ganz egal, denn ich bin schon an vielen Zielen angekommen und hab mich sofort wieder auf den Weg gemacht. Das ist das Schöne dran, dass man sich wieder etwas Neues vorstellt und wünscht. Die Sehnsucht ist eine der wichtigsten Triebfedern, sie ist die Mutter der Vision. Es gäbe auf der Welt kaum politische, gesellschaftliche oder soziologische Veränderung und auch keine Veränderung in meinem eigenen Leben, wenn ihnen keine Sehnsüchte vorausgegangen wären. Wir würden Ziele nie erreichen, wenn in uns dadurch nicht Visionen ausgelöst würden. Ich glaube aber, Sehnsüchte erfüllen sich letztlich sowieso fast nie, denn sie sterben ja immer im Augenblick ihrer Erfüllung.

Rolf Dobelli, Bestsellerautor — Das Triumvirat aus Biologie, Psychologie und Hirnforschung hat in den letzten Jahren die *condition humaine* hell ausgeleuchtet. Ein Feuerwerk an Erkenntnissen. Zum ersten Mal verstehen wir die tiefen evolutionären Gründe für Krieg, Religion, Hass, Betrug, Neid und Zank. Was das Leben lebenswert macht? Die Hoffnung, dass dieses Wissen uns hilft, die *condition humaine* nicht nur radikal zu verstehen, sondern radikal zu verschönern. Nichts – ausser Ignoranz – spricht dagegen.

Alice Schwarzer, Feministin, Autorin, Herausgeberin — Was macht das Leben lebenswert? Fragen Sie mich doch im nächsten Jahr nochmals.

Alain de Botton, Philosoph — Befriedigung stellt sich ein, wenn man die Welt ein kleines bisschen schöner, logischer, vernünftiger und fruchtbarer hinterlässt, als man sie angetroffen hat. Aber zu viel Ehrgeiz kann verletzen: Der Einzelne kann wenig bewirken, meist viel weniger, als er möchte. Deshalb wird das Leben nur dann erträglich, wenn man sich ein Ziel setzt, das zugleich ordentlich grossartig, aber doch, nach einer grossen Anstrengung, erreichbar ist. Befriedigung stellt sich durch einen Kampf ein, der uns nicht umbringt.

Konrad Hummler, Berater und Autor — Dass sich sozusagen an jedem Tag die Gele-

genheit bietet, die Neugier durch neue Bekanntschaften und Freundschaften, neue Erkenntnisse und Einsichten, bisher unbekannte Höhen und Tiefen der Gefühle zu stillen.

Jean-Claude Biver, Präsident Hublot — Was das Leben lebenswert macht, ist die Liebe. Durch die Liebe einer Mutter, die mit ihrem Kind neun Monate Leben, Blut, Atmen, Hoffnungen und Schmerzen geteilt hat, sind wir alle geboren. Um unserem Leben einen Zweck und einen Wert zu geben, sollten wir versuchen, einen Teil dieser Liebe weiterzugeben. Liebe bringt Harmonie, Harmonie bringt Stärke, Stärke bringt Hoffnung, Hoffnung bringt Optimismus, und Optimismus bringt Erfolg. Wer Liebe teilt, teilt Ewigkeit, und Ewigkeit macht das Leben lebenswert.

Reto Gurtner, Unternehmer Weisse Arena, Laax — Freude zu haben und frei zu sein. Locker sein, aber nicht lockerlassen.

Jean Ziegler, Autor («Wir lassen sie verhungern») — Das Leben ist höchst lebenswert durch die tägliche Erfahrung von drei Wundern. Erstens: das Erlebnis der Liebe. Zweitens: die Erfahrung der Schöpfung, der Natur. Drittens: die Fähigkeit des Menschen, in Freiheit sein Leben zu bestimmen und Solidarität mit anderen zu üben.

Oswald Grübel, ehemaliger CEO UBS und Credit Suisse — Auf diese oft gestellte Frage gibt es keine allgemeingültige Antwort. Das Leben ist für jeden Menschen individuell lebenswert, für die Guten, die Bösen, die Reichen, die Armen, die Gesunden und die Kranken. Jeder gestaltet sein Leben selbst. Die einen aktiver, die anderen weniger aktiv. Die einen verantwortungsvoll gegenüber sich und ihren Mitmenschen, die anderen weniger. Befinden wir uns in auswegloser Situation oder sind mit unserem Wissen am Ende, kann uns der Glaube an eine grössere Macht Lebensmut und Hoffnung geben. Selbsterkenntnis, Demut und Humor, unsere Emotionen und Werte, aber auch unsere Kultur machen unser Leben immer wieder lebenswert.

Xenia Tchoumitcheva, Model und «Online-Influencer» — Liebe, das Leben zu teilen, 360 Grad Wachstum und Verbesserung und Selbstverwirklichung.

Pascal Couchepin, alt Bundesrat — Das Jahr 2014 wird nicht als ein gutes Jahr in die Geschichte eingehen: zu viel Gewalt und Tod, zu viel Leid und Menschenverachtung, zu viele Spannungen und Kriege, zu viel Arbeitslosigkeit in der Welt, und dann auch noch eine Abstimmung, am 9. Februar, die mehr Probleme geschaffen als gelöst hat. Und dennoch habe ich dieses Jahr 2014 geliebt. Ich bin interessanten Menschen aus allen Lebensbereichen begegnet, meine Familie ist auf sieben Enkel angewachsen, und die Beschwerden des Alters haben mich nicht daran gehindert, mich meiner legalen Droge hinzugeben – dem Bergwandern. Ich habe wiederentdeckt, dass das Leben tragisch ist, im edlen Sinne dieses Worts. Eine Tragik, die nicht die Türe zu Hoffnungslosigkeit und Furcht öffnet, sondern die das Salz des Lebens ist. Eine Tragik, die uns auffordert, das Unvermeidliche zu akzeptieren. Sie ermutigt uns zum Kampf gegen alles, was dem Leben schadet. Ich freue mich auf eine neue Bilanz 2015.

Edmund Stoiber, ehemaliger bayerischer Ministerpräsident — Das Leben ist lebenswert! Bei allen Schwierigkeiten im Kleinen und im Grossen – das Leben bietet wunderbare Momente. Für mich gilt das in der Familie und mit Freunden. Ganz besonders können aber Kinder unser Leben bereichern. Wenn ich meine sechs Enkel sehe, ihre Begeisterungsfähigkeit und ihre Hoffnungen, dann ist das eine grosse Erfüllung. Wer nicht nur an sich denkt, sondern auch an die Nachkommen und ihre Zukunft, der muss nach einer Lebensaufgabe nicht lange suchen.

Claudine Esseiva, Generalsekretärin FDP-Frauen — Die Antwort ist ganz einfach: das Leben – mit all den Höhen und Tiefen, die es mit sich bringt. Die Fähigkeiten, mit schwierigen Entscheidungen umzugehen, freudige Ereignisse zu geniessen, zu lieben und geliebt zu werden und für die Werte Freiheit und Verantwortung einzustehen – diese Fähigkeiten machen die Freude am Leben aus.

Mike Nicol, Autor (Rache-Trilogie: «Payback», «Killer Country», «Black Heart») — In W. H. Audens berühmtem Gedicht «September 1, 1939» steht die Zeile: «Wir müssen einander lieben oder sterben.» Erst gestern wurde mir die Bedeutung dieser Worte erneut bewusst, als ich mit meiner Enkeltochter Kate



«Im Augenblick ihrer Erfüllung»: der am 21. Dezember verstorbene Starsänger Jürgens.



Schriftsteller Dobelli.



Journalistin Schwarzer.



Philosoph de Botton.



Berater Hummler.



Unternehmer Biver.



Unternehmer Gurtner.



Politiker Ziegler.



Banker-Legende Grübel.



Model Tchoumitcheva.



Politiker Couchepin.



Politiker Stoiber.



Politikerin Esseiva.



Schriftsteller Nicol.

am Strand war. In Augenblicken, die man miteinander verbringt, steckt ein tieferer Sinn. Etwa, wenn man mit einer Fünfjährigen Sachen entdeckt, die das Meer angespült hat: einen toten Seehund, einen Kugelfisch, eine Planke mit dem Namen eines Schiffes. Alles brachte sie zum Staunen, in allem steckte eine Geschichte, in allem war eine eigene Fantasiewelt verborgen. Wie sagt Auden weiter: «Und niemand lebt allein.»

Christoph Blocher, alt Bundesrat — Das Leben selbst macht das Leben lebenswert. Man schaue in den Alltag. Wie schön doch die Welt ist – auch ohne unser Zutun. Es ist doch

unmöglich, dass das Leben überhaupt funktioniert. Und wer das nicht sieht, dem rate ich für das neue Jahr, einen Besuch in Schaffhausen zu machen. Dort steht das Schwabentor, wo geschrieben steht: «Lappi tue d’Augen uf».

Kardinal Kurt Koch — Was macht das Leben lebenswert? Vor dem Machen steht das Empfangen. In dieser Überzeugung besteht für mich der Sinn des Lebens. Denn das Entscheidende im Leben können wir nicht machen, sondern nur empfangen: Wir können uns das Leben nicht selbst geben. Wir können Freundschaften nicht machen, und wir können auch

unsere Lebenszeit nicht herstellen. Es lohnt sich, sich auf das Empfangen zu konzentrieren. Es schenkt uns in der heutigen Zeit einer ungeheuren Zeitverknappung vor allem einen neuen Umgang mit der Zeit. Eine Soziologin hat den Unterschied zwischen dem Zeitgefühl heute und früher so ausgedrückt: Früher lebten die Menschen fünfzig Jahre plus ewig, heute leben sie nur noch neunzig Jahre – und dies ist ungemein viel weniger. Der Ausblick auf das Ewige und damit auf das, was wir nicht selbst machen können, was uns aber geschenkt wird, lässt uns gelassener mit der Zeit umgehen und «macht» unser Leben lebenswert und sinnvoll. >>>

Chris Cleave, Autor («Little Bee», «Gold») — Unser Informationszeitalter steckt voller Zorn und Ärger. Man muss einen rigiden ideologischen Standpunkt einnehmen und Anstoss nehmen an den Meinungen anderer. Deshalb ist es Vergebung, die das Leben lebenswert macht. Ich bin ein alter Narr, der nicht mehr den Fernsehapparat anschreit oder auf jeden Meinungsartikel mit einer klugen Replik antwortet. Wir müssen anderen vergeben, wenn sie ihre Energie so ausleben, wie sie wollen. Denn eines Tages wird so gut wie jeder aus seinen jetzigen Meinungen herauswachsen. Glück bedeutet, sein eigenes Leben als positives Beispiel zu leben, nicht, andere zu kritisieren.

Magdalena Martullo-Blocher, Unternehmerin — Ich freue mich immer wieder, etwas neues Sinnvolles zu schaffen. Und wenn das dann noch in die Welt hinaus exportiert werden kann, dann fühlen wir uns richtig gut. Die wunderschöne Berglandschaft und die Seen, die wir in der Schweiz haben, geben uns dabei immer wieder Kraft und Zuversicht. Pure Lebensfreude finden wir bei den Kindern, wenn sie zum Beispiel mit strahlenden Augen inbrünstig ein Weihnachtslied singen.

Monika Rühl, Direktorin Economiesuisse — Die Herausforderung einer neuen Aufgabe, die Zusammenarbeit mit einem motivierten Team, der Einsatz für eine erfolgreiche Schweizer Wirtschaft. Aber auch Zeit mit Familie und Freunden, ein Ballettbesuch oder ein Tag im Engadin.

Lionel Bringuier, Chefdirigent Tonhalle-Orchester — Meine Familie und die Musik machen mein Leben lebenswert. Wer so viel wie ich unterwegs ist, dem wird die Familie zum Ruhepol, der Kraft gibt. Und mit dem Orchester zusammen mache ich Musik, die viele Menschen glücklich macht.

Marco Solari, Direktor Filmfestival Locarno — Allein der Tod macht das Leben lebenswert. Welch schreckliches Schicksal die Unsterblichkeit wäre, führt uns der argentinische Schriftsteller Jorge Luis Borges vor Augen. In seiner Erzählung «El Inmortal» beschreibt er, wie der römische Tribun Flaminius Rufus nach tausendjähriger Irrfahrt seine Sterblichkeit zurückerlangt. Dabei begegnet er den Troglodyten, den unsterblichen Höhlenmenschen, die von ihrer nicht enden wollenden Existenz in den Stumpfsinn getrieben worden sind. Keine Begierde, keine Sehnsucht, keine Leidenschaft treibt sie an, kein Lächeln einer Frau erwärmt sie, keine menschliche Begegnung gibt ihnen Hoffnung. Nichts hat in ihrem ewig währenden, apathischen Leben noch Sinn, und ihr einziger Wunsch, endlich sterben zu dürfen, bleibt ihnen verwehrt. – Bilden nicht auch gerade diejenigen unserer Wünsche, die

nie in Erfüllung gehen, weil der Tod sie verhindert, das rätselhafte Geheimnis unseres Lebens?

Antoine Monot Jr., Schauspieler — Zeit macht das Leben lebenswert. Beziehungsweise, sich Zeit für sich zu nehmen. Ich muss mich immer wieder zurücknehmen, da ich ein Arbeitstier bin, und ich muss vor allem lernen, mehr Zeit für mich selbst einzuplanen, damit das Leben lebenswert bleibt.

Gottfried Locher, Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes — Das Leben ist lebenswert, weil es endlich ist. Dass uns die Zeit zerrinnt, macht den Augenblick ja erst kostbar. Memento mori, und du vergeudest weniger Gegenwart; und du verschiebst, verschläfst und verschweigst weniger von dem, was dir doch eigentlich hoch und heilig wäre. Stattdessen wirst du hier und heute wirksam, greifbar und spürbar als der, der du wirklich bist. Endlichkeit macht ausgesprochen authentisch: hic Rhodus, hic salta. Morgen ist es zu spät. Das Leben wird dadurch nicht einfacher, aber einzigartiger. Sich selber treu sein und bleiben: Das ist zuweilen schön und oft schmerzhaft, immer aber lebenswert.

Aline Trede, Grünen-Nationalrätin — Mein Sohn, welcher auf seinem Plastiktraktor immer genau weiss, wohin er will, wo die imaginären Kühe weiden oder wo wieder ein Bagger baggert. Mit den Jungen Grünen bei Bier und nochmal Bier Aktionen planen. Schnelle Entscheidungen. Das Grinsen im Gesicht des Sicherheitspersonals des Bundeshauses, wenn ich morgens wieder mal mit angelaufener Brille und zerdrückter Helmfrisur durch die Eingangstürstresse. Eine Antwort haben. Ein Teller dampfender Pasta mit feiner Rahmsauce.

Michael Hermann, Politgeograf — Der Tod, der uns die Freiheit gibt, Dinge zu wagen und zu scheitern. Der Tod, der unseren Beziehungen Grenzen setzt und sie umso kostbarer macht. Der Tod, der uns die Gewissheit gibt, dass am Ende alles – das Grossartige und das Niederträchtige – nicht ganz so wichtig ist.

Ilona Schmiel, Intendantin Tonhalle-Gesellschaft — Familie, Freunde und die Künste machen das Leben lebenswert. Die Entdeckung von mir noch unbekanntem Ländern und deren Kulturen gehört für mich genauso dazu, wie jeden Tag neue Menschen aus diversen Bereichen und deren Bedürfnisse kennenlernen zu dürfen. Gemeinsam künstlerische Ideen umsetzen zu können, halte ich für ein grosses Privileg. So viele Menschen wie möglich für diese Projekte zu begeistern, ist für mich tägliche Verpflichtung und Herausforderung zugleich.

Monika Bütler, Professorin Universität St. Gallen — Die Schweiz – *après tout*: Wo sonst kann ich ohne Zeitreserve mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu wichtigen Treffen fahren? Wo sonst hören politische Entscheidungsträger den Wissenschaftlern zu (auch wenn sie dann wahrscheinlich etwas anderes machen)? Meine Familie: Bei grossen und weniger grossen Notfällen verwandelt sich der lose Familienverband in ein perfekt organisiertes Team oder knüpft ein enges Auffangnetz. Wie eine italienische Grossfamilie (meint mein Mann). Das Weihnachtssingen in der Tonhalle: Erst rechts, dann links von mir erschallt plötzlich ein helles Glo-o-o-o-oria; in der (vor)pubertären Schale meiner Söhne stecken doch noch immer Engel.

Bernhard Sutter, Vizepräsident Exit — Der Sinn des Lebens entzieht sich dem Menschen genauso wie der Fruchtfliege. Deshalb muss er sein langes Leben so lebenswert wie möglich gestalten. Mir ist dabei Autonomie wichtig. Eigenständigkeit, Selbstbestimmung, persönliche Freiheiten. Und Sinn. Jeden Tag (gesellschaftlich) Sinnvolles tun zu können. Schliesslich natürlich die Liebe. Zur Familie und zum Umfeld. Frische Luft, etwas Sonne, gute Literatur und am Donnerstag die *Weltwoche* sind dann nur noch die Zugaben.

Zoë Jenny, Autorin («Das Blütenstaubzimmer», «Der Ruf des Muschelhorns») — Zu sehen, wie meine nun fast fünfjährige Tochter wächst und grösser wird. Fragen, die sie stellt, wie: «Warum heissen die Dinge Dinge?» Und Feststellungen beim Frühstück wie: «Ich habe geträumt, und ich war im Traum drinnen.» Eine Ameisenstrasse beobachten und mit dem Fernrohr in den Himmel schauen. Klavier spielen, Gedichte von Paul Celan lesen, Musik hören und, ganz konkret, den Film «Endstation Sehnsucht» mit Marlon Brando schauen, obwohl ich den Film schon zehnmal gesehen habe.

Renzo Ambrosetti, Co-Präsident Unia — Lebenswertes Leben gründet auf gegenseitigen Respekt und die Wahrung der Würde jedes Einzelnen. Der Mensch ist ein soziales Wesen und verkümmert in Egoismus und Eigennutz. Das Bewusstsein dafür aber wächst durch gemeinsames Engagement – sei es in der Nachbarschaft, im Verein oder am Arbeitsplatz. Eben diese kollektive Erfahrung ist auch ein Kernelement der Gewerkschaftsbewegung im Einsatz für mehr soziale Gerechtigkeit, für mehr Respekt und Würde.

Ottmar Hitzfeld, ehemaliger Fussball-Nati-Trainer — Wir haben in der heutigen Welt alle Mittel, die das Leben lebenswert machen oder machen können. Ich wünsche mir, dass diese Mittel bewusster wahrgenommen und gerecht-



Politiker Blocher.



Kardinal Koch.



Autor Cleave.



Unternehmerin Martullo-Blocher.



Direktorin Rühl.



Dirigent Bringuier.



Festivaldirektor Solari.



Schauspieler Monot Jr.



SEK-Präsident Locher.



Politikerin Trede.



Politgeograf Hermann.



Intendantin Schmiel.



HSG-Professorin Büttler.



Exit-Vizepräsident Sutter.



Autorin Jenny.



Unia-Mann Ambrosetti.



Ex-Fussball-Trainer Hitzfeld.



Moderatorin Vetsch.



Banker Rohner.

ter eingesetzt werden. Ich bin überzeugt, mit mehr Besonnenheit im Umgang miteinander, mit Unvorhersehbarem, mit scheinbar Unverständlichem auch, können wir Konflikte im Kleinen vermeiden und damit einen Beitrag dazu leisten, dass im Grossen weniger scharf geschossen wird – im wahrsten sowie im übertragenen Sinn des Wortes.

Mona Vetsch, Moderatorin — Schönheit, gerade die verborgene Schönheit, und die kleinen Fehler, die sie immer hat, denn Perfektion lässt kalt, wo Schönheit berührt. Ich weiss nicht, warum mir gerade das als Erstes einfällt. Oder doch: Weil es Aufmerksamkeit braucht

und Zuwendung, um im Alltäglichen das Liebenswerteste zu entdecken, und auch Zeit, um sich darüber zu freuen. Lauter Dinge, die für mich das Leben lebenswert machen. Dazu gehören auch: Überraschungen, Unverwechselbarkeit, Originale. Die Farben der Schindeln von Egon Schieles «Haus mit Schindeldach», deren Wärme kein Druck, kein Foto, keine Reproduktion einzufangen vermag. Ein grosses Glück. Das grösste Glück aber ist, in einem Menschen ein Daheim zu finden, und dann dieses bedingungslose Vertrauen der Kinder, dass man ihrer Liebe würdig ist. Das und das eigene Bestreben, es auch zu sein, machen mein Leben lebenswert, täglich aufs Neue.

Urs Rohner, Verwaltungsratspräsident Credit Suisse — Das Leben bietet vielen von uns heute Möglichkeiten wie nie zuvor. Erfüllend finde ich es, Zeit zu haben und mir Zeit zu nehmen für das, was mir wichtig ist, und mich einzubringen mit dem, wofür ich stehe. So möchte ich meinen Beitrag leisten – im Unternehmen, in der Wirtschaft, in der Gesellschaft und für meine Familie und Freunde.

Aufgezeichnet von Wolfgang Koydl

Die Glaskugel

Von Henryk M. Broder — Die Götterdämmerung von Angela Merkel hat bereits begonnen.



Ich habe mir für das neue Jahr nichts vorgenommen; da ich nicht rauche und nicht trinke, kann ich nicht mit dem Rauchen und dem Trinken aufhören. Öfter Sport zu treiben, geht auch nicht, da ich noch nie Sport getrieben habe. Das Einzige, was ich mir vornehmen könnte, wäre: weniger schreiben und mehr lesen, was andere geschrieben haben: Mark Twain, Karl Kraus, Heinrich Heine. Ich bin mir nur nicht sicher, ob das ein guter Vorsatz wäre, denn dann müsste ich mit dem Schreiben ganz aufhören. Alles, was gesagt werden musste, haben Twain, Kraus und Heine schon gesagt.

Statt also gute Vorsätze zu fassen, habe ich in diesem Jahr meine tibetische Glaskugel vom Speicher geholt, um zu sehen, was das neue Jahr so verspricht. Es war nur wenige Minuten nachdem die Kanzlerin ihre Silvesteransprache gehalten hatte, die eigentlich überflüssig war, da man sie schon am Tag zuvor überall lesen konnte. Insofern war das, was die Glaskugel sagte, nicht nur frischer, sondern auch plausibler. Der Reihe nach.

Angela Merkel wird am Ende der laufenden Legislaturperiode nicht mehr im Amt sein. Ihre Götterdämmerung hat bereits begonnen. Alles, was an «Mutti» authentisch, liebenswürdig und überzeugend war, fängt langsam an zu nerven. So erging es auch Helmut «Birne» Kohl, dessen rasanter Abstieg die Richtigkeit des Sprichwortes bewies: Glück ist kein Geschenk, sondern ein Darlehen.

Spätestens nach der Bundestagswahl 2017 wird es in Berlin eine rot-rot-grüne Koalition geben. Die Vorzeichen mehren sich. In Thüringen regiert bereits ein Bündnis aus SPD, der früheren SED und den Grünen. Der umtriebige Gregor Gysi will das Thüringer Modell auch im Bund etablieren. «Es wird Zeit, dass wir ernsthafte Gespräche führen, um zu sehen, was geht.» Die SPD zögert noch. Bis jetzt hat sich nur die Juso-Vorsitzende offen für Rot-Rot-Grün ausgesprochen – ein Versuchsballon.

Und schliesslich: Die Nachrufe auf den Euro werden bereits geschrieben. Alle fangen mit einem Satz an, den die Kanzlerin vor vier Jahren gesagt hat: «Fällt der Euro, fällt Europa.» An diese Vorhersage mag sie ebenso wenig erinnert werden wie an ihr Versprechen: «Mit mir wird es keine Maut geben.»

Mit stumpfen Waffen

Von Kurt Schiltknecht — In Amerika zeigt die expansive Geldpolitik erstmals positive Wirkung. Die Gründe, warum sich in den Euro-Ländern nichts regt.

In den vergangenen Jahren haben die Notenbanken von Amerika, Europa und Japan ihre Geldmengen in einem zuvor als unvorstellbar betrachteten Ausmass ausgeweitet. Obwohl als Folge davon die Banken in Liquidität schwimmen, hat diese bisher kaum ihren Weg in die stagnierenden Volkswirtschaften gefunden. Von den rekordtiefen Zinsen profitieren die überschuldeten Staaten. Die Leidtragenden sind die Sparer, die ihren Gürtel enger schnallen müssen und weniger konsumieren können. Nun scheint die expansive Geldpolitik wenigstens in den USA zu wirken. Zurzeit wächst die amerikanische Wirtschaft wieder mit Zuwachsraten, die diesen Namen verdienen. Gleichzeitig ist die Arbeitslosigkeit auf ein Niveau gesunken, das einen geldpolitischen Kurswechsel notwendig machen würde.

Weshalb, so fragt man sich, hat die Wirtschaft in den Euro-Ländern noch kaum auf die Geldschwemme angesprochen? Dafür gibt es Gründe. Einer liegt in der unterschiedlichen Ausstattung der Banken mit Eigenkapital. Beim Übertragen von geldpolitischen Massnahmen spielen Banken eine zentrale Rolle. Wenn diese über ein zu geringes Eigenkapital verfügen, können sie diese Funktionen nur in einem sehr beschränkten Ausmass erfüllen. Die Risikofähigkeit von Banken mit ungenügendem Eigenkapital ist gering. Deshalb sind sie bei der Verlängerung oder bei der Gewährung von Krediten selbst bei sehr hoher Liquidität zurückhaltend. Ohne stabile Banken bleibt die Geldpolitik eine stumpfe Waffe. Die Amerikaner haben dies erkannt und dafür gesorgt, dass die Banken ihre Eigenmittel nach der Krise rasch und in beträchtlichem Ausmass aufgestockt haben. Weitere Erhöhungen sind angekündigt.

Ein fundamentaler Irrtum

Im Gegensatz dazu sind in den Euro-Ländern die Eigenkapitalanforderungen nur zögerlich erhöht worden. Die europäischen Politiker glauben, dass die Banken mit mehr Überwachungsbürokratie und regelmässigen Stress-tests stabiler gemacht werden könnten. Ein fundamentaler Irrtum. Letztlich führt kein Weg an höheren Eigenmitteln vorbei. Je rascher die Banken ihr Eigenkapital erhöhen müssen, umso grösser wird die Wahrscheinlichkeit, dass die von den Notenbanken zur Verfügung gestellte Liquidität ihren Weg in die Wirtschaft findet.

Die geringen Eigenmittel sind aber nicht der einzige Grund, weshalb in den Euro-Ländern die Liquiditätsschwemme nur eine marginale Wirkung zeigt. Ebenso wichtig ist die Tatsache, dass die Wirtschaftsentwicklung in den einzelnen Euro-Ländern seit der Einführung des Euro sehr unterschiedlich verlief. Der überdurchschnittliche Inflationsanstieg in den südlichen Ländern hat deren Wettbewerbsfähigkeit stark beeinträchtigt. Da diese Länder wegen der Einheitswährung ihre Wettbewerbsfähigkeit nicht durch eine Abwertung wiederherstellen können, bleiben als Ausweg nur Lohnsenkungen. Angesichts rigider Arbeitsmarktgesetze ist dies kurzfristig kaum denkbar.

Die Schwierigkeiten, die die italienische Regierung bei der Liberalisierung der Arbeitsmarktgesetze hat, illustrieren die Widerstände. Selbst von der jüngsten Abwertung des Euro gegenüber dem Dollar, die nach dem jüngsten Liquiditätsschub der europäischen Notenbank



einsetzte, werden die südlichen Länder nur wenig profitieren. Der grösste Profiteur wird das Exportland Deutschland sein, dessen Wettbewerbsposition sich dank der Inflation, der Verschuldung und der Bankenprobleme in den südlichen Ländern laufend verbessert hat. Wenn diese Entwicklung anhält, wird sich das Wohlstandsgefälle in Europa weiter vergrössern. Politische Spannungen werden nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Die zurückhaltende Kreditpolitik der europäischen Banken trägt dazu bei, dass vor allem die Unternehmen in den überschuldeten Ländern keine Chance haben, von der raschen technologischen Entwicklung zu profitieren. Ohne Bankkredite fehlen vielen Unternehmen die Mittel für produktivitätsfördernde Investitionen. Dadurch verschlechtert sich deren Wettbewerbsfähigkeit zusätzlich.

Der Schlüssel für einen nachhaltigen Wirtschaftsaufschwung in den Euro-Ländern würde einerseits bei einer Aufkapitalisierung der Banken und andererseits bei einer Liberalisierung der Arbeitsmärkte liegen. Noch viel vielversprechender wäre eine Aufteilung des Euro-Raums. Wenn es einen starken und einen schwachen Euro gäbe, hätten die wettbewerbsschwachen Länder die Chance, ihre Wettbewerbsfähigkeit durch eine Abwertung schnell wiederherzustellen. Doch dagegen werden sich die auf Einheit fixierten Politiker noch lange sträuben.

Grexit – ein deutsches Lieblingsthema

Von Hansrudolf Kamer — In der EU wird in diesem Jahr häufig gewählt, und Griechenland macht den Auftakt. Das hat in Deutschland eine neue Debatte über den Austritt Athens aus der Euro-Zone ausgelöst.



In Europa hat ein Wahljahr begonnen, das einigen Sprengstoff birgt. Zum Jahreswechsel hat Litauen den Euro eingeführt, wohl weniger aus wirtschaftlichen als vielmehr aus sicherheitspolitischen

Motiven. Nach dem Präsidenten-Ausstich in Kroatien folgen Ende Januar die Wahlen in Griechenland, die in Deutschland für aufgelegte Diskussionen sorgen.

In Britannien, Spanien, Polen, Dänemark, Finnland, Portugal und Estland – nicht alle haben den Euro als Währung – wird gemessen, wie weit die Ernüchterung über die Europäische Union fortgeschritten ist. Daneben wird sich auch zeigen, ob die Protestparteien zulegen und dem Establishment das Regieren erschweren. Schweden hat eine Regierungskrise soeben nur knapp abgewendet.

In Deutschland hat der *Spiegel* über die Festtage publik gemacht, dass Bundeskanzlerin Merkel und Finanzminister Schäuble inzwischen einen Austritt Griechenlands aus dem Euro-Land für verkraftbar halten. Die innenpolitische Lage in Hellas und die Meinungsumfragen vor den Wahlen lassen den Grexit immerhin als Möglichkeit erscheinen.

Allerdings ist die Lust an einer guten Story dem Gedanken Pate gestanden. Denn für verkraftbar hielten die Kanzlerin und ihr treuer Minister ein griechisches Ausscheren schon bisher – schon vor den letzten griechischen Wahlen. Doch der lustvollen deutschen Diskussion darüber tat dies keinen Abbruch.

Schliesslich fühlen Deutschlands Politiker Verantwortung für ganz Europa. Wirtschaftsminister Gabriel, der als SPD-Vorsitzender auch dem Wohl seiner serbelnden Partei Sorge tragen muss, meldete sich umgehend zu Wort und sagte magistral: «Wir sind nicht erpressbar!» Mit «wir» meinte er die Euro-Zone.

Sein Argument ist das gleiche wie jenes, das Merkel pflegt: die Euro-Zone sei heute wesentlich stabiler und widerstandsfähiger als noch vor einigen Jahren. Was passiert, wenn die Griechen nach einem Sieg der Linkspartei Syriza die Sanierungspolitik aufkündigen sollten, ist aber keineswegs sicher. Natürlich intonieren die Führungsequipen in Berlin fast unisono, das wäre Armageddon. Athen hätte

dann keinen Platz mehr in der Euro-Zone. Das und andere Ungewissheiten haben den Euro-Kurs in den Keller geschickt auf einen Stand, der zuletzt 2006 erreicht worden war.

Doch der Euro ist ein politisches Projekt. Der politische Wille hält ihn am Leben. Gegenüber Frankreich und Italien bleibt man weich – die Sanierung kann warten. Und ob die griechische Linke tut, was sie vor den Wahlen sagt, ist nicht in Stein gemeisselt. Gut vorstellbar, dass sich alle Beteiligten unter der Last der übergrossen Verantwortung zu etwas Neuem durchringen.

Schachzüge, erste Dämpfer

Sollte aber die Drachme wieder eingeführt werden, wäre das für die EU tatsächlich keine Katastrophe und für die Griechen wahrscheinlich der Weg ins Glück. Italien würde zwar leer schlucken und Frankreich reflexartig eine Abkehr von der preussischen Sparwut verlangen, die eigentlich gar keine ist – das schöne europäische Theater würde weiter die Zuschauer unterhalten.

Es brauchte mehr als Griechenland, um die EU wirklich aus der Ruhe zu bringen. Britannien beispielsweise, das schon den Euro in weiser Voraussicht nicht eingeführt hat und am 7. Mai das Unterhaus neu wählt. Premierminister Cameron begann den Wahlkampf

mit dem Versprechen, die geplante Volksabstimmung über die EU-Mitgliedschaft könne auch vor Ende 2017 durchgeführt werden. Er wäre hochofren, wenn er die Verhandlungen mit Brüssel und den Mitgliedstaaten über neue Bedingungen der britischen Mitgliedschaft früher abschliessen könnte.

Die Vorverlegung ist eine Forderung der United Kingdom Independence Party (Ukip). Cameron will mit seinem Schachzug viele Tory-Wähler von einer Stimme für die Ukip abhalten. Deren Umfrageergebnisse liegen durchweg bei mehr als zehn Prozent – zu wenig, um die britische Politik umzustülpen, aber womöglich genug, um den Tories eine Mehrheit zu vermasseln.

Der französische Präsident Hollande liess sich nicht für die deutsche Drohgebärde gegenüber Griechenland einspannen. Er machte klar, dass er vom Gerede über einen Grexit gar nichts hält – was ja der Logik seiner Politik entspricht. Er braucht Unterstützung aus dem Süden gegen die Dominanz des Nordens.

Das Jahr hatte er schwungvoll begonnen und seine Landsleute in der Neujahrsnacht zu mehr Selbstbewusstsein und weniger Selbstkritik aufgerufen. Dann folgte schnell der erste Dämpfer. Er kam aus dem eigenen Lager: von Thomas Piketty, dem linken Kapitalismuskritiker und Intellektuellenliebling, der Hollandes Wahl 2012 rigoros unterstützt hatte. Der Erfolgsautor lehnte die Aufnahme in die Ehrenlegion ab, die ihm Hollande zuschanzen wollte. Es sei nicht die Aufgabe des Staates, zu entscheiden, wer ehrenhaft sei, meinte Piketty ganz ohne Ironie. Zuvor hatte er die Präsidentschaft Hollande ein Desaster genannt. Ehre, wem Ehre gebührt.



Europäisches Theater: Premierminister Cameron, Präsident Hollande, Kanzlerin Merkel (v. l.).

Entschuldigung fürs Rechthaben

Von Christoph Mörgeli

Meine Grossmutter pflegte die Zänkerei. Men mit uns Enkelkindern jeweils resolut zu beenden mit den Worten: «Ich muss nicht streiten, weil ich recht habe.» Was uns emotional allerdings noch mehr auf die Palme trieb. Vor allem darum, weil wir genau wussten, dass sie mit ihrer Einschätzung richtiglag. Dabei musste meine Grossmutter als Bauerntochter aus dem St. Galler Rheintal schon nach sieben Schuljahren in der Textilfabrik arbeiten. Sie besass wenig Schulbildung. Aber viel Lebenserfahrung. Sie kannte die Zehn Gebote, aber keine papierenen Gesetzestexte von Bund, Kanton oder Gemeinde. Doch sie kannte die Menschen und die Wirklichkeit.

Die SVP kämpft seit Monaten gegen die weltfremden Bestimmungen des Einföhrungsgesetzes der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB). Wählbar in dieses demokratisch nicht legitimierte Gremium ohne Mitbestimmung der Gemeinden sind nur noch ausgebildete Vertreter der Sozialindustrie. Deren Mangel an gesundem Menschenverstand nebst gewerkschaftlich garantiertem Absentismus hat nun an diesem Neujahrstag zwei Kleinkindern das Leben gekostet. Jetzt nur nicht der SVP recht geben, so lautet die öffentliche Devise. Jetzt nur nicht das Versagen theoretischer Konzepte vor der Lebenswirklichkeit eingestehen.

Eigentlich müsste die SVP – genau wie meine Grossmutter – gar nicht streiten. Weil sie recht hat. Die SVP hat die EU seit je als intellektuelle Fehlkonstruktion bezeichnet. Die SVP hat der gemeinsamen Euro-Währung den längerfristigen Erfolg abgesprochen – jetzt wird Griechenland zum Austritt aufgefordert. Nur dank der SVP haben wir heute statt dem EWR die bilateralen Verträge, die alle plötzlich als «Königsweg» loben und preisen. Die SVP hat beim Krankenversicherungsgesetz gegen alle andern eine Prämiensteigerung vorausgesagt. Die SVP hat prophezeit, dass Schengen/Dublin weniger Sicherheit und mehr Asylmissbrauch bringe. Die SVP hat seit je verkündet, dass die Personenfreizügigkeit zu einer Massenzuwanderung führen muss.

Die SVP ist nicht klüger als die andern. Aber näher bei der Lebenswirklichkeit. Darum wird sie bekämpft, angefeindet und gehasst. Ihr Pech ist das Pech meiner Grossmutter: Sie hat recht. Früher oder später werden die andern Parteien von der SVP eine Entschuldigung verlangen – eine Entschuldigung fürs Rechthaben.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Das kleine Schwarze

Von Peter Bodenmann — Vor 36 Jahren hatten die Telefone noch eine Wählscheibe. Blick auf das Bundesratsfoto 2015.



Klavier der Macht: Schweizer Landesregierung im Vorraum des Bundesratszimmers.

Das sinnliche Wählscheibentelefon auf dem neuen Bundesratsfoto – das kleine Schwarze – ist das Symbol des Jahres. Zu seiner Zeit war die Schweiz in Sachen Telefonie weltweit führend. Die Schweizer Post bestellte, was die Berner Unternehmen produzierten. Und umgekehrt. Abschottung und Beziehungskorruption führten zum Niedergang.

Auf dem Tisch eine Banane, eine Orange, keine Kiwis, wenig Fremdländisches, sondern vorab einheimische Äpfel und Birnen. Keine Teller, keine Messer, nichts Praktisches. Die Vertrauen schaffende Logik: 50 000 auch etwas Äpfel produzierende Scheinbauern werden direkt und indirekt mit acht Milliarden Franken durchgefüttert. Selbst das Freihandelsabkommen mit der EU hat dieser Bundesrat begraben.

Informelle Absprachen sind Politik – der Pausentisch das Klavier der Macht. Nach dem Spiel dreht man sich zum Fotografen. Johann Schneider-Amann hat Angst. Er hält sich das Knie, damit weder Beine noch Arme zittern.

Anders Simonetta Sommaruga. Sie ist sich ihrer Wiederwahl sicher. Die Linke muss sie wählen. Die Rechte wird sie wählen. Dies, nachdem die bayrische CSU des Franz Josef Strauss selig die Schweizer Asylpolitik gegen den Widerstand der Kirchen und der SPD erfolgreich kopieren will und wird.

Didier Burkhalter muss – das Format verlangt es – weit weg von Eveline Widmer-

Schlumpf gestikulieren. Was will der Neuenburger in Sachen Europa? Niemand weiss es, er selber auch nicht.

Doch Eveline Widmer-Schlumpf weiss, was sie will: ein paar Jahre im Bundesrat anhängen. Der Krieg um die Zürcher Falkenstrasse gibt ihrer BDP Auftrieb. Somm summa summarum als Wahlhelfer. Bis Christoph Blocher politisch ausgepustet hat. Alles andere ist Beilage.

2022 hat Deutschland alle AKW stillgelegt. Steigt die Schweiz ebenfalls aus der Atomkraft aus? Und wenn ja, wann? Heute nicht, morgen nicht und vielleicht auch in den kommenden 36 Jahren nicht. Chapeau, Atom-Doris 2.0. Zum Technologievergleich: Vor 36 Jahren hatten fast alle Telefone noch Wählscheiben.

Gripen weg, Schweizer Chalet ohne Dach. Niemand will im Kampf gegen Ebola die Helikopter der besten Armee der Welt. Macht nichts. Einmal Ueli der Bundesrat, weiter mit Ueli dem Bundesrat. Am liebsten ohne zweiten SVP-Sitz. Sonst müsste man noch Opposition machen.

Bleibt Alain Berset. Er segelt unter allen Radaren hindurch. Dank grossen Konzepten, die an der Summe der Widerstände scheitern werden. Damit alles bleibt, wie es ist. Immer höhere Prämien, immer weniger Subventionen. Die Bundeskanzlerin hört brav zu.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Ringgi und Springgi

Von Kurt W. Zimmermann — Unbemerkt von der Öffentlichkeit hat Ringier soeben seine Marktmacht in der Schweiz massiv gesteigert.

Zuerst die nackten Zahlen der Fusion. Der gemeinsame Umsatz liegt bei 300 Millionen Franken. Der Gewinn vor Steuern und Abschreibungen erreicht 62 Millionen Franken.

Das ist, in nackten Zahlen, eine beeindruckende Dimension. Nur drei Schweizer Verlagsunternehmen machen mehr als 300 Millionen Umsatz im Jahr.

Kurz vor Weihnachten fusionierten Ringier und Axel Springer Schweiz ihr Zeitschriften- und Zeitungsgeschäft. Beide Partner bringen ihr gesamtes Portfolio in das Joint Venture ein. Bei Axel Springer sind es Titel wie *Beobachter*, *Tele*, *Handelszeitung* und *Bilanz*. Bei Ringier sind es Titel wie *Schweizer Illustrierte*, *Glückspost*, *Le Temps* und *L'Hebdo*. Nur Ringiers Blick-Gruppe ist nicht Teil des 300-Millionen-Mergers.

Weil es kurz vor Weihnachten war, blieb der Deal in der Öffentlichkeit fast unbemerkt. Wir müssen darum etwas nachfassen. Es geht um die wichtigste Medientransaktion seit der Übernahme von Edipresse durch Tamedia im Jahre 2009.

Gegen aussen wurde die Ringier-Springer-Fusion als eine 50:50-Gemeinschaftsfirmen präsentiert. Das ist sie nicht. In Wirklichkeit hat Ringier die Axel Springer Schweiz gefressen.

Springer ist kein Faktor mehr

Um das zu erklären, gehen wir kurz in die Betriebswirtschaft. Bei der Fusion wurde, wie üblich, der Wert der beidseitig eingebrachten Aktivposten berechnet. Valuation nennt man diesen Prozess, der auf Umsatz- und Ertragszahlen basiert.

Es lässt sich leicht berechnen, wie die Valuation ausfiel. Es zeigte sich, dass der Wert der Ringier-Titel über sechzig Prozent der gemeinsamen Firma ausmachte, der Wert der Axel-Springer-Titel aber unter vierzig Prozent lag. Axel Springer musste also gehörig nachzahlen, um ein Fünfzig-Prozent-Partner zu werden.

Springer zahlte denn auch. Allerdings zahlte das deutsche Medienhaus nicht in bar. Man bezahlte durch den Verzicht auf unternehmerische Mitbestimmung.

So holte sich Ringier das Recht, das neue Joint Venture voll zu konsolidieren. Ringier kann damit hundert Prozent von Umsatz und Gewinn der gemeinsamen Firma in seiner Bilanz ausweisen, obwohl ihr formal nur die Hälfte gehört. Ringier bekam dazu im Verwaltungsrat den Stichentscheid. Ringier darf auch immer den CEO stellen.

Ringier hat also das alleinige Sagen. Axel Springer Schweiz ist nur ein Juniorpartner.



CEO der neuen Ordnungsmacht: Marc Walder.

De facto ist der Berliner Medienkonzern im Schweizer Markt damit kein Faktor mehr.

Das ist eine bemerkenswerte Zeitwende. Zuvor war Axel Springer der einzige ausländische Verlag, der in der hiesigen Medienindustrie zu den Hauptdarstellern zählte. Der Aufstieg begann 2007, als Springer die Zeitschriften von Investor Tito Tettamanti erwarb und dann weiter auf Wachstumskurs ging. Nun ist dieses Kapitel abgeschlossen.

Verhandelt wurde der Ringier-Springer-Deal auf höchster Ebene. Bei Springer waren es Vorstandschef Mathias Döpfner und der Schweizer Ralph Büchi in seiner Funktion als President International. Bei Ringier war es CEO Marc Walder.

Büchi überliess Ringier schliesslich das Diktat, weil er, als guter Stratege, im internationalen Markt mehr Potenzial als in der Schweiz ausmachte. Walder, auch er strategisch denkend, kann mit der Fusion und deren Synergien seine Umsatzmarge nach oben bringen. Denn noch immer ist die Rentabilität nicht die Stärke seines Hauses.

Nicht zum Zug kam hingegen Tamedia, die mit Axel Springer Schweiz ebenfalls lange verhandelt hatte.

Es war kurz vor Weihnachten, als der Schweizer Zeitschriftenmarkt neu geordnet wurde. Die Neuordnung geschah fast unbemerkt.

Die neue Ordnungsmacht heisst Ringier.

Was Frauen gefällt

Von Beatrice Schlag — Männlicher Humor ist unverzichtbar.

Nicht alles, was sich als Studie zum Thema Beziehungen bezeichnet, wurde tatsächlich an Menschen studiert. Vor allem, wenn die sogenannten Studien von Partnerschafts-



vermittlungen kommen, wurden Computer oft einfach mit den Angaben gefüttert, die kontaktfreudige Menschen in vorgedruckte Formulare getippt hatten. Die Ergebnisse sind wissenschaftlich dürftig, aber manchmal sehr erheiternd. Auf die Frage, was Schweizerinnen an Männern am meisten anturnt, gab ein internationales Portal für Seitensprungvermittlung folgende Vorlieben bekannt: 1. Humor. 2. Intelligenz. 3. Selbstvertrauen. 4. Athletischer Körper. 5. Oralsex. Der letzte Punkt ist verwirrend. Wie kam er auf die Liste? Über die ersten vier Punkte weiss man nach einer Viertelstunde an der Bar Bescheid. Über den letzten erfährt man erst einiges später etwas. Genauso gut könnte da Staubsaugen stehen. Beides gehört in die Sparte Dienstleistungen. Nicht zu dem, was einen an einem Unbekannten anmacht.

Ganz anders der Humor, seit Jahrzehnten Spitzenreiter unter den Eigenschaften, bei denen Frauen bei Männern ins Schwärmen geraten. Haben Sie je einen verliebten Mann sagen hören: «Ich habe eine Superfrau kennengelernt. So zum Lachen gebracht hat mich noch keine.» Weiblicher Humor ist nicht erforderlich, damit ein Mann eine Frau attraktiv findet. Warum ist das umgekehrt anders? Für den wenig gutaussehenden britischen Autor Christopher Hitchens war das keine Frage: «Mit den meisten Männern war Mutter Natur nicht sehr freundlich. Sie haben wenige Waffen. Frauen zum Lachen zu bringen, war eine der entscheidenden Aufgaben in meinem Leben.» Hitchens meinte lautes weibliches Gelächter, nicht kleines Lächeln: «Dann verändert sich ihr Gesichtsausdruck, und sie entspannt sich.» Klar. Humor braucht Intelligenz, vom Redner und von der Zuhörerinnen. Wenn sie lauthals über seine Geschichten lachen kann, weiss sie, dass ihre Intelligenz geschätzt wird. Und was bietet die Frau, wenn sie nicht hübsch ist? Jeder kennt die Antwort: Sie macht sich verfügbar oder bleibt allein an der Bar zurück. Es hat nichts mit Emanzipation zu tun. Nur mit sehr ungleich verteilten Möglichkeiten, einander näherzukommen.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als hinlänglich treuliebende Gattin im Traum Ehebruch begehen?

Frances Popert, Ossingen

Kennen Sie die Person, mit der Sie sich umnachtet vergnügen? Dann sollten Sie Ihr Verhältnis zu ihr besser im Wachzustand klären. Ist Ihnen die Person unbekannt, dann sind Sie vielleicht auf ihr zweites Ich gestossen. Das wilde, sehnsüchtige et cetera. In jedem Fall empfiehlt Dr. C.G. Jung eine zünftige Dosis Tiefenpsychologie, ergänzende Paartherapie nicht ausgeschlossen. Es gibt eine andere Variante. Nämlich: Geniessen Sie den komatösen Seitensprung. Sie haben Ihrem Gatten Treue nur bis in den Tod geschworen. Der Schlaf gilt als kleiner Bruder des Todes – Sie sind beim Träumen also gewissermassen familienversichert. *Sacha Verna*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die persönlichen Geschichten und die Interviews sind sehr interessant.» *Andreas Schmied*

Kompetent, nicht gehässig

Nr. 51/52 – «Wir sind 2014»;
Ausgabe zum Jahresende

Die Interviews sind von kompetenten Journalisten ohne gehässige Fragen und Bemerkungen mit Links- oder Rechtsdrall gemacht worden. Auch die Auswahl der Interviewten ist im Grossen und Ganzen gut gelungen und zeigt ein breites Spektrum von Wirtschaft, Politik, People.

Hansruedi Bicker, Tenero

Die persönlichen Geschichten und die Interviews sind sehr interessant. Gratulation der *Weltwoche* für diese Arbeit.

Andreas Schmied, Fräschels

Oben ist alles erlaubt

Nr. 51/52 – «Ich habe meine Ziele erreicht»;
Interview mit Bundesrat Johann
Schneider-Ammann

Ihn freut es, dass die Schweizer der Nationalbank vertrauen und die Wichtigkeit von deren Unabhängigkeit erkannten! Als er noch Swissem-Präsident war, war er der Erste und der am lautesten Schreiende, welcher zusammen mit den Linken eine Kursfestsetzung des Euro bei Fr. 1.35 von der Nationalbank verlangte, worauf er dann auch von linker Seite als Bundesrat wählbar war! Ihn erfreut die erspriessliche Entwicklung am Arbeitsmarkt! Ja, er tut wirklich alles, um unseren liberalen Arbeitsmarkt zusammen mit den Gewerkschaften «weiterzuentwickeln», leider in die falsche Richtung.

Und zu guter Letzt findet er es absolut in Ordnung, wenn der Bundesrat und das Parlament die Rechtsordnung/Verfassung verletzen, und das im Interesse der Schweiz! Die Folgen der Rechtsunsicherheit werden wir noch spüren, und dass dies dann im Interesse der Schweiz ist, wage ich sehr zu bezweifeln. Und auch im Innern: Oben ist alles erlaubt, unten aber gar nichts! Krasser geht es wohl nicht.

Meinrad Lacher, Wangen

Grundsätzlich ist Herr Schneider-Ammann nicht der schlechteste Bundesrat. Die Frage stellt sich aber, ob der Mann genug stark ist, gegen solche stupiden Regulierungen wie Frauenquote und so weiter zu opponieren. Dies als FDP-Bundesrat und Mann der freien, liberalen Wirtschaft. Solange wir es nicht schaffen, genügend weibliche Ingenieure auszubilden, müssen wir über die Führung von Technologieunternehmen nicht diskutieren.

Aber ganz speziell ärgert mich immer wieder die Aussage, dass die Bilateralen ein Erfolgsmodell seien und nur sie ein Volkswirtschaftswachstum zuliessen.

Ernst Schönauer, Rebstein

Längst fällige Optik

Nr. 51/52 – «Wenn zwei Elefanten kämpfen»;
Interview mit Pierbattista
Pizzaballa

Vielen Dank für dieses Interview. Eine traurige Optik, deren Darstellung längst fällig war und in der übrigen Presse kaum aufgegriffen wird. Zwischen den Zeilen wird erschreckend deutlich, was der Pater und die Christen in den orientalischen Ländern auf sich nehmen müssen. Welch ein Ungleichgewicht zur ängstlich-grosszügigen Integrationsjustiz in unseren Gegenden! Mehr ist zu diesem Thema nicht zu sagen.

Rolf Flückiger, Kollbrunn

Der Vater ist nicht zu ersetzen

Nr. 51/52 – «Wie zwei Sechser im Lotto»;
Interview mit der Intelligenzforscherin
Elsbeth Stern

«Idealerweise bringen Eltern ihren Kindern emotionale Kontrolle und anständiges Benehmen bei – den Rest übernimmt die Schule», sagt die ETH-Intelligenzforscherin Elsbeth Stern. Was für Ideale sind das denn?, frage ich als Vater, der mit seinen Kindern ein Leben zwischen Technorama, Verkehrshaus, zoologischen Gärten, Konzerten, Filmen, Theater, Buchdeckeln, Musik- und Sportförderung, Schachpartien, Naturerlebnissen und politischen Mittagstischdiskussionen verbracht hat. Hat die Frau keine Kinder oder keine Zeit für sie? Ein richtiger Vater erforscht mit seinen Kindern die Welt. Frau Sterns Schule in Ehren. Aber die beste Schule der Welt ersetzt noch lange keinen Vater.

Markus Heiniger, Biel-Benken

Verpasste Chance

Nr. 51/52 – «NZZ, nochmals»;
Editorial von Roger Köppel

Einfach brillant, Ihre Analyse zur NZZ-Befindlichkeit. Sie haben den Nagel wieder einmal hundertprozentig auf den Kopf getroffen! Die NZZ hat mit der «Absage» an Herrn Somme eine grosse Chance verpasst! Ich werde mich wohl bald von dieser linken Mittelmässigkeit verabschieden und mit grossem Interesse weiterhin die *Weltwoche* lesen.

Alois Staub, per E-Mail

Konstruktiver Dialog?

Nr. 49 und 50 – «Die Bibel der Gewalt» von Andreas Thiel und «Koran: Bibel der Liebe» von Qasim Illi und Mubarak Al-Hajri

Mubarak Al-Hajri plädiert für einen konstruktiven Dialog. Ruhe und Gelassenheit sind nun wirklich nicht die Stärke des Islam. In Pakistan werden Schiiten und Christen blutig verfolgt. Er redet von Meinungsfreiheit als hohem Gut. Dabei ist in jedem der rund vierzig islamischen Staaten Mission verboten.

Noch etwas zu Herrn Illi. Sein Koranzitat aus Sure 2,256: «Kein Zwang im Glauben» stammt aus Mekka und wurde durch den Schwertvers in Medina abgelöst. Der Koran lehrt, bei sich widersprechenden Suren gilt die Neuere! Bevor die Kreuzzüge begannen, wurden der Nahe Osten, Nordafrika, Sizilien und Spanien gewaltsam islamisiert. *Heinz Schwob, Lampenberg*

Es ist äusserst verdienstvoll, dass Sie die Debatte um den Koran angestossen haben. Sie wird, obwohl eigentlich überflüssig, schwierig sein. Am Schluss des Briefes von Botschafter Al-Hajri etwa wird der Begriff «Barmherzigkeit» zitiert (Sure 21,108). Dieser nun betrifft ausdrücklich nur die Barmherzigkeit des beherrschenden Allah, doch nicht diejenige zwischen den Menschen, und das Textumfeld sagt auch nicht klar, ob sie nur für die Gläubigen gilt. Das Beste, was ich hier sagen kann: «Empfehlen Sie, den Koran zu lesen!» *A. Schanz, Overijse (Belgien)*

Eigentlich müsste man den Salafisten dankbar sein, dass sie den Koran verteilen. Den meisten Europäern, die glaubten, sie hätten Vorurteile, ging es mit der Lektüre gleich wie Herrn Thiel. Nämlich: «Mein Gott, es ist ja noch viel schlimmer, als ich dachte.» Es ist nicht die «Frohe Botschaft» Mohammeds. Nein. Islam und Christen bilden deshalb die grössten Religionen, weil sie sich mit Gewalt auf dem Erdball verteilten.

Jonathan-Mathias Bauscher, per E-Mail

Ein Lehrbuch wie der Koran mit einem Sammelurium unterschiedlichster Belehrungen, die doktrinär wissenschaftlicher Bearbeitung bedürfen, um wissenschaftlich richtig verstanden zu werden, kann nicht göttliches Gesetz für das ungebildete Volk verbindlich vermitteln, auch nicht mit Beihilfe von Hohepriestern und Schriftgelehrten. Und einem Gott, der menschlichen Spott nicht erträgt, fehlt die geduldige Allmacht und der Verstand für menschliches Wesen. *Gerbert Kern, Binningen*

Ich habe selbst zwei Jahre lang in Algerien gelebt und für den algerischen Roten Halbmond (Rotes Kreuz in islamischen Ländern) gearbeitet. Aus diesem Grund habe ich den Koran gelesen und studiert und möchte Herrn Thiel zu seinem interessanten, mutigen Artikel gratulieren. Er betreibt damit dringend nötige Aufklärung in

einer Zeit, in der die Bedrohung der einfachsten Menschenrechte durch brutale, menschenverachtende Islam-Extremisten leider so aktuell ist wie nie zuvor. Fakt ist nach meiner Erfahrung auch, dass die überwiegende Mehrheit der Muslime, die ich durchaus respektiere, den Koran selbst nie gelesen hat, sondern ihn nur von den Auslegungen der Muftis und Scheichs her kennt. Der Autor hat mitnichten übertrieben oder extra Hass gestreut, wie ihm Roger Schawinski in seiner TV-Sendung vorwarf, sondern er hat die ganz einfache, im Koran nachlesbare Wahrheit geschrieben, eine Wahrheit, die man aber eben gerne vertuschen möchte unter dem beliebten Vorwand der vielgelobten Toleranz!

Christina Darcey, Châbles

Andreas Thiels Text ist keine Kritik an den Muslimen, sondern eine objektive Feststellung aufgrund des Vergleichs der uns zur Verfügung stehenden Schriften. Es handelt sich dabei weder um eine rassistische noch um eine islamophobe Erkenntnis. Es ist mir schleierhaft, weshalb sich etwa Islamwissenschaftler und «Rassismusexperten» von dieser sachlichen Darlegung nicht überzeugen lassen. Ausschlaggebend für ein friedliches Zusammenleben sind gegenseitiger Respekt und Wohlwollen. Dabei spielt es keine Rolle, wer sich welcher Religion oder Ideologie zugehörig fühlt. *Franziska Szalatnay, Richterswil*

Korrigenda

In der Rubrik «Auto» (*Weltwoche* Nr. 49/14) kam es zu einer Verwechslung, für die wir um Entschuldigung bitten. Die richtigen Angaben zum vorgestellten Modell lauten: Tesla P85+, Leistung: 421 PS, Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h, Preis: Fr. 100 000.–; Testwagen: Fr. 118 000.–.

Die Redaktion



CRESTA
PALACE

Echt Ferien

SKI-(S)PASS CHF 35.–

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Direkt bei Skilift, Gondelbahn, Skischulen und Loipen.
7 Tage Zi./Frühstück ab CHF 1225.– im DZ/Person
Ab 2 Nächten:
Skipass für CHF 35.– pro Person/Aufenthalts-tag

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren



Leserblitz

Lohnerhöhung als Menschenrecht

Die Kosten steigen ohne
Gegenwert.

Von Erich Heini

Was mich seit Jahren erstaunt und auch nervt, ist die «schlechte Inflation». Die Teuerung kann noch so tief, gegen null oder negativ sein: Die Löhne in den öffentlichen Verwaltungen, die Krankenkassenprämien, viele Tarife und Abgaben sowie insbesondere auch die Preise für den öffentlichen Verkehr werden jeweils mit einer Selbstverständlichkeit erhöht und durchgewunken, als ob sich solche Ansprüche mittlerweile zu einem Menschenrecht entwickelt hätten.

Die Begründungen beim öffentlichen Verkehr beziehen sich dann jeweils auf die weiter ausgebauten Leistungen (weitgehend mit Steuergeldern schon berappt). Als ob solches nicht auch durch den Mehrverkehr zu Mehreinnahmen führen würde, und, noch «schiefer», als ob der Kunde Zeit und Lust hätte, all die erweiterten Angebote zu nutzen.

Der Kunde begnügt sich selbstverständlich mit den wie bisher regelmässig zurückgelegten Fahrten. Und die Qualität hat sich dort eher nicht verbessert – zurückhaltend formuliert. Von den verschlechterten Leistungen (Stichwort Nord-Süd-Verkehr der SBB) sprechen diese Leute selbstverständlich nicht, und noch viel weniger kämen sie auf den Gedanken, deswegen Preisreduktionen zu beschliessen.

Erich Heini war Pressechef der Nationalbank von 1976 bis 1984 und später Informationsbeauftragter bei Stephan Schmidheiny.

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Mythos und Wahrheit

In diesem Jahr reiht sich Gedenktag an Gedenktag: Morgarten (1315), Marignano (1515), Wiener Kongress (1815), das Ende des Zweiten Weltkrieges (1945). Die Schweiz ist eine grossartige Erzählung – und ohne ihre Mythen nicht zu verstehen. *Von Peter Keller*

Wäre Steven Spielberg Schweizer, er hätte diesen Stoff schon lange in ein packendes Drama verwandelt. Vor fünfhundert Jahren erleiden die Eidgenossen bei Marignano eine wüste Schlappe. Die Ereignisse um 1515 böten alles, was sich Hollywood wünscht: saftige Geschichten, tragische Helden, jede Menge Action ... nur kein Happy End. Am Ende krepieren Tausende Tellensöhne auf den Äckern vor Mailand. Kein Grund zum Jubeln – aber ein Anlass zum Nachdenken über die Schweiz und ihren historischen Seelenspeicher.

Was tut sich Anfang des 16. Jahrhunderts? Spanien, Frankreich, die Habsburger, der Papst bekriegen sich in Norditalien. Es geht um die Lombardei und ihr Filetstück Mailand. Mittendrin mischen die Schweizer mit. Sie liefern Söldner *à discrétion* und gerne an den Meistbietenden. Mal kämpfen sie für den französischen König, mal gegen ihn. Mal bringen sie die Mailänder Herzöge an die Macht, um sie wieder schmählich im Stich zu lassen.

Der englische Humanist Thomas Morus (1478–1535) ätzte, die Eidgenossen würden für ihren Sold zwar mit Eifer und «unerschütterlicher Treue» fechten – aber nur auf Zeit. Schon am nächsten Tag gingen sie zum Feind über, «wenn ihnen dieser höheren Sold bietet».

Das kriegerische Hin und Her beschäftigt auch Niccolò Machiavelli (1469–1527), den

kühlen Analytiker der Macht. Mit der Einnahme Mailands 1513 hätten die Schweizer ihre Maske endgültig fallenlassen, so der italienische Staatstheoretiker, endlich betrieben sie Grossmachtpolitik auf eigene Rechnung. Er sieht in den Eidgenossen Wiedergänger der alten Römer und ihrer Bürgersoldaten. Die von Machiavelli bewunderten «Svizzeri» erobern gerade das Eschental mit dem Hauptort Domodossola, sie besetzen die Landschaften von Mendrisio, Balerna, Locarno und Lugano, schlagen bei Novara Frankreich, den ärgsten Rivalen um die Vorherrschaft in Norditalien, und installieren in Mailand mit Massimiliano Sforza einen Marionettenherzog.

Heilsame Niederlage

Wer kann diese entfesselten Alpenkrieger noch stoppen? Als der für seine Knauserigkeit bekannte französische König Ludwig XII. seinen vertraglichen Soldverpflichtungen nicht nachkommt, tauchen die Eidgenossen 1513 vor Dijon auf und ziehen nur gegen ein sattes Lösegeld wieder ab: umgerechnet zweieinhalb Tonnen Gold wird den Belagerern zugesichert. Sind hier noch Helden am Werk? Oder bloss geldgierige Raufbolde?

Die Fallhöhe war enorm. Seit zweihundert Jahren gelten die Schweizer als unbesiegbar, seit sie in einem ersten Gemetzel bei Morgarten

(1315) Herzog Leopold I. und sein habsburgisches Gefolge in die Flucht getrieben hatten. Inzwischen kämpfen die Eidgenossen schon lange nicht mehr als Underdogs gegen ihre Unterdrücker. Im Gegenteil: Sie mischen selber mit im Konzert der Grossmächte. An ihrer militärischen Schlagkraft kommt keiner vorbei. Nicht einmal Könige und Kaiser. Schweizer Schlachthaufen zertrümmern das Burgunderreich Karls des Kühnen (1476/77) und weisen den deutschen König Maximilian in die Schranken, indem sie den Grenzkrieg am Rhein für sich entscheiden (Schwabenkrieg, 1499).

Und nun der Totalcrash bei Marignano. Der 14. September 1515 wird sich, wenn auch mit Verzögerung, ins kollektive Gedächtnis der Schweiz fressen. Die Unbezwingbaren ziehen ab. Geordnet zwar, aber besiegt durch die französischen Truppen und ihre Verbündeten. Über die Bedeutung der Niederlage wird erbittert gestritten: Sind hier die Anfänge einer schweizerischen Selbstbeschränkung angelegt? Oder ist der Mythos Marignano nur eine Konstruktion aus dem 19. Jahrhundert, bis heute als Abschottungspropaganda missbraucht «gegen eine friedliche Souveränitätspartnerschaft mit dem multilateralen Europa», wie der Historiker Georg Kreis glaubt?

Selbstverständlich fiel die schweizerische Neutralität 1515 nicht einfach vom Himmel.



Helden oder Raufbolde? Heinrich Gretler (l.) in «Landammann Stauffacher», 1941.



Killermärchen: Germanist von Matt.



Längst fällige Weichenstellung: Niederlage bei Marignano, 1515.

Aber die Wirkungsmacht von Marignano ist mehr als das wissenschaftliche Zusammenkehren von Daten und Fakten. Es gibt eine dritte Dimension. «Für jede Nation verdichtet sich ihre historische Herkunft in erregenden Geschichten, die man erzählt bekommt und weitererzählt», sagt der Literaturwissenschaftler Peter von Matt. «Sie reden vom richtigen und vom falschen Handeln.»

Peter von Matt illustriert seine Verteidigung des Mythos anhand der Geschichte von Wilhelm Tell, einer aus Dänemark geklauten Sage. Erst bei uns habe das Killermärchen jedoch eine Sendung bekommen. «Es teilte dem Volk eine politische Wahrheit mit. Sie lautet: Der Gehorsam im Staat hat seine Grenzen. Untertanengeist darf nie überhandnehmen. Und keine Situation ist so schlimm, dass man nicht doch noch etwas unternehmen kann. Dies aber geschieht immer auf doppelte Weise: durch Einzelne und gemeinsam. Ohne den Eigensinn des Einzelnen wird die Gemeinschaft zur Herde. Ohne das Zusammenspannen mit den andern wird der Einzelne zum Eigenbrötler.»

Schiller hat das Stück mit Blick auf die Französische Revolution und seine besetzte Heimat 1804 vollendet. Hitler untersagte die Aufführung des «Tell». Er misstraute dieser Geschichte von Tyrannenmord und Freiheitskampf. Keine schlechte Referenz. Umso mehr verwundert der übellaunige, nicht selten selbstquälerische Umgang mit der Schweiz und ihren Mythen, wie er auch in der aktuellen Debatte hervorbricht.

Die von jüngeren Schriftstellern gegründete Plattform «Kunst und Politik» mochte nicht einmal das Gedenkjahr abwarten, um ihrer versammelten Abscheu öffentlich Ausdruck zu geben. Unter dem Motto «Hurra, verloren! 499 Jahre Marignano» wandten sich verschiedene Autorinnen und Autoren gegen die angebliche Instrumentalisierung der Ereignisse von 1515. «Wir meinen, das ist kein Grund zum Feiern. Weder wurde mit der Niederlage des zerstrittenen Staatenbundes der Mythos der Neutralität begründet, noch bietet sich das grössenwahnsinnige Gemetzel von damals an, um heute damit Wahlkampf zu führen.»

Mit dem Begriff «grössenwahnsinniges Gemetzel» waten die Marignano-Verächter allerdings selber – wenn auch ungewollt – knietief im mythischen Sumpf. Nichts anderes sehen nämlich die Verteidiger der Schweizer Neutralitätstradition in der blutigen Klatsche: eine Strafe, eine heilsame Niederlage, die längst fällige Weichenstellung der Eidgenossenschaft in Richtung Selbstbescheidung.

«Liebhaber des Betrugs»

Und es tut sich ein weiteres, ärgerliches Dilemma auf für die Marignano-Kritiker: Mit jedem Satz, mit jeder Tirade schreiben sie die Geschichte des ach so verhassten Mythos letztlich fort. Wenn sie es, wie Pedro Lenz, in weltläufigem Berndeutsch tun, wirkt dieses Anrennen allerdings fast wieder herzig.

Dabei hat das Motiv der Kritik ein mindestens so langes und schillerndes Vorleben wie der Mythos selbst. Rund um den Schwabenerkrieg (1499) sei der Ruf der Schweizer, auf Isolation versessene Egoisten zu sein, erstmals schriftlich aufgetaucht. «Ein dauerhaftes Kli-

schee», wie der Bruder-Klaus-Biograf Pirmin Meier anfügt, um dann den deutschen Abt und Humanisten Johannes Trithemius (1462–1516) zu zitieren. Er wolle nicht urteilen, schreibt dieser, ob die Schweizer eine gerechte oder ungerichte Ursache zum Krieg hatten, aber das wolle er sagen und der Nachwelt überliefern, «dass diese Leute übermütig, den Fürsten feind, aufreißerisch und schon seit langem widerspenstig und ungehorsam gegen ihre Herren, von Verachtung gegen andere, von Anmassung in sich selbst erfüllt, im Kriege hinterlistig und Liebhaber des Betrugs, im Frieden nie recht beständig sind, dass sie der Gerechtigkeit in dem, was sie von Rechts wegen schuldig wären, nicht nachfragen, namentlich darin, wo es sich um ihre angemassete Freiheit handelt».

Ein wenig schmeichelhaftes, aber vielleicht deswegen umso treffenderes Porträt der alten Eidgenossen und ihrer «angemassten Freiheit». Schon lange seien diese widerspenstig, ungehorsam, den Fürsten feind.

Eine nächste Konstante der Schweiz wird sichtbar – und ein weiterer Jahrestag in diesem so geschichtsträchtigen 2015 drängt sich auf: Bei Morgarten liefern die Eidgenossen die erste dokumentierte Auseinandersetzung mit ihrem nachmaligen «Erbfeind» Habsburg. 700 Jahre liegen mittlerweile zwischen diesen Geschehnissen – und reichlich mythischer Nebel. «Wie die Steinböcke» seien die Schwyzer und ihre Helfer von den Hängen gestürzt und hätten die Ritter mitsamt ihren Pferden in den Sumpf des nahen Ägerisees getrieben, wo sie elendiglich versoffen oder mit der Streitaxt erschlagen wurden (Johannes von Victring um 1340).

Die Wahrheit ist, wie immer, etwas profaner. Die rebellischen Talbewohner hatten kurz davor das Kloster Einsiedeln geplündert, die armen Mönchlein entführt, ihr Vieh gestohlen, Opferstöcke aufgebrochen, Grenzsteine versetzt. Der nächtliche Überfall auf die ehrwürdige Abtei hatte endgültig deren Schutzmacht Habsburg auf den Plan gerufen. Doch die Strafexpedition Leopolds scheitert – und damit auch ihr eigentlicher Zweck: die kurz zuvor erworbene Landesherrschaft in diesen Gebirgstälern durchzusetzen.

So sieht es auch der Chronist Johannes von Winterthur, der die Aufmüpfigkeit der Schwyzer erstaunlich früh – um 1340 – beim Namen nennt: «In dieser Zeit, im Jahre des Herrn 1315, entzog sich ein Bauernvolk [...] dem Gehorsam, den Steuern und den gewohnten Dienstleistungen, die es dem Herzog Lüpoldus schuldete, und rüstete sich zum Widerstand gegen ihn. Da nun Herzog Lüpoldus dies nicht hingehen lassen wollte, sammelte er, in grossem Zorn entbrannt, [...] ein Heer [...], um jene gegen ihn aufrührerisch gewordenen Gebirgsbewohner zu bekämpfen, auszuplündern und zu unterjochen.»

Zu Recht mahnen Historiker an, es habe zu dieser Zeit haufenweise Bündnisse gegeben ähnlich dem Bundesbrief von 1291. Unmittel-

bar auf Morgarten folgt denn auch ein zweiter Vertrag. Was neu ist: Der Brief von Brunnen ist in der Sprache des Volkes, Deutsch, geschrieben und exakt datiert. Ganze Passagen aus dem Bundesbrief von 1291 werden übernommen. Erstmals ist von «eitgenozen» die Rede.

Im Wesentlichen sichert das nüchtern gehaltene Dokument den Landfrieden – und damit auch die Vormachtstellung der einheimischen Geschlechter. Trotzdem wird in den Ereignissen um 1300 ein Charakterzug sichtbar, der zweihundert Jahre später dem königstreuen Humanisten Johannes Trithemius aufstösst: das antiautoritäre Verhalten dieser Bergler. Sie überfallen das Kloster Einsiedeln und riskieren damit die Exkommunikation durch den Bischof von Konstanz. Sie stemmen sich gegen die aufstrebenden Adelshäuser. Man wolle «keine fremden Richter», heisst es im Bundesbrief von 1291, sich «nicht beherrschen lassen» im Brief von Brunnen 1315.

Das Ergebnis zählt

Letztlich siegt am Morgarten der Pöbel über die Edlen. Ein paar Jahrzehnte später wird das eidgenössische Bauernheer die Habsburger Herren sogar auf offenem Felde ein zweites Mal vernichten: 1386 bei Sempach. Das Projekt Selbstbestimmung nimmt Fahrt auf. Die intellektuelle Klasse reagiert mit anhaltender Abscheu. Jakob Wimpheling (1450–1528), Humanist und Historiker, verfasst 1504 ein schriftliches Gebet zur Bekehrung dieses Schweizervolkes – «aus Erbarmen mit seiner Einfalt», wie er einleitend

Hier das störrische Volk von Isolationisten, da die aufgeklärten Eliten.

präzisiert. Möge es endlich die «Herrschaft des unleidlichen Pöbels» ablegen und «wieder zur Einheit des heiligen Reiches» und zum «Gehorsam» gegenüber den Königen gebracht werden. Wie die Klagen sich über die Jahrhunderte ähneln: hier das störrische Volk von Isolationisten, da die aufgeklärten Eliten. O du heiliges Reich europäischer Union.

Das Ergebnis zählt. Während ringsherum Monarchien und Reiche untergingen, der halbe Kontinent in fürchterlichen Kriegen



Antiautoritär: Tell-Denkmal, Altdorf.

versank, ist die Schweiz einigermaßen gut davongekommen. Man könnte auch sagen, sie hat sich durch die Geschichte gemogelt. Warum nicht? Das Ergebnis zählt – so wird in der Realpolitik abgerechnet.

Dass die Schweiz allein ihrer Neutralität wegen von grösseren Konflikten verschont wurde, wäre vermessen zu behaupten. Die Neutralität jedoch bloss als verlogene Abschottungsmaxime hinzustellen, ist nicht minder naiv. Um nochmals den unverdächtigen Johannes Trithemius zu zitieren: Er mahnt schon vor (!) Marignano die Schweizer zu mehr Zurückhaltung, und zwar ausdrücklich mit dem Hinweis auf Bruder Klaus, den grossen Versöhner im innereidgenössischen Knatsch um die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund (Stanser Verkommnis von 1481). Vieles habe der Obwaldner Eremit den Eidgenossen vorausgesagt, so Trithemius, unter anderem dies: «Wenn ihr in euren Grenzen bleibt, so kann euch niemand überwinden, sondern ihr werdet euren Feinden zu jeder Zeit überlegen und Sieger sein. Wenn ihr aber, von Habsucht und Herrschsucht verführt, euer Regiment nach aussen zu verbreiten anfanget, wird eure Kraft nicht lange währen.» Der Luzerner Geschichtsschreiber Johannes Salat (1498–1561) wird diesen Bruder-Klaus-Ratschlag im berühmten Wort «Machet den Zaun nicht zu weit!» verdichten.

Mythen als Notvorrat in Krisenzeiten

Ein Mythos reift wie ein guter Wein. Das Schweizer Neutralitätsprinzip nahm nach Marignano Gestalt an – ohne deswegen in Weihrauch aufzugehen. Nach der Reformation war die sonst schon notorisch zerstrittene Eidgenossenschaft ohnehin nicht mehr in der



Kritiker der Söldnerdienste: Reformator Zwingli.

Lage, eine gemeinsame aussenpolitische Territorialpolitik zu fahren. Es glich einem Wunder, dass das konfessionell gesplante Staatengeflecht trotz zweier Glaubensbürgerkriege (Kappel 1529 und 1531) überleben konnte. Die frühen Mythen, der gemeinsame Befreiungskampf lieferten die nötige geistige Klammer – neben einer gehörigen Portion Pragmatismus. Die Eidgenossenschaft war geübt darin, Konflikte auszutarieren. Handfeste gemeinsame Interessen, wie die 1415 eroberte gemeine Herrschaft Aargau, überwogen schliesslich gegenüber dem konfessionellen Hickhack.

Nicht zufällig bildet der Rückgriff auf die Wurzeln der Eidgenossenschaft immer wieder einen mentalen Notvorrat in Krisenzeiten: sei es nach der Reformation, rund um die Gründung des Bundesstaates von 1848 oder vor dem Zweiten Weltkrieg, wo mit der geistigen Landesverteidigung bewusst an die Widerstandstradition angeknüpft wurde. Sie war der Impfstoff gegen die ideologischen Versuchungen der Zeit – auch wenn verschiedene Schweizer Exponenten mit dem «neuen Europa» der Nationalsozialisten sympathisierten.

Dass die Linke heuer vornehmlich das Kriegsende von 1945 begehen will, ist verständlich und auch löblich. Dankbarkeit ist nicht der schlechteste Umgang mit solchen Ereignissen. Ehrlich wäre allerdings, in diesem Zusammenhang die Rolle der Neutralität und das psychologische Genie General Guisan ebenfalls zu würdigen: Er hat gerade als Romand die einigende Kraft der mythischen Tradition rund um die Willensnation Schweiz erkannt und nicht nur mit dem Rütli-Report weitergeführt. Dass die Verantwortungsträger in dieser Zeit auch Fehler begangen haben, ist klar. Aber mal ehrlich: Wer hätte am Vorabend



Psychologisches Genie: General Guisan, 1939.

des Zweiten Weltkrieges auf diesen eingepferchten Kleinstaat mitten in Europa gewettet? Man hüte sich deshalb vor moralistischen Urteilen im Nachgang. Sie sind nicht weniger kleingeistig als die Verklärung der Schweiz, wie sie nach 1945 zeitweilig einsetzte.

Ohne Weihrauch, ohne Masochismus

Die Schweizer Neutralität ist eine Notgeburt: flexibel gegen aussen, überlebenswichtig nach innen. Auf wessen Seite hätte sich die Eidgenossenschaft nach der Reformation denn schlagen sollen, ohne gleichzeitig die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen? Faktisch lieferten die alten Orte ihre Söldnerkontingente nach ganz Europa: zu den katholischen wie den protestantischen Mächten. Neutralität als Geschäftsprinzip.

Ansonsten versuchte die Eidgenossenschaft, sich aus den Auseinandersetzungen weitgehend rauszuhalten. Interessanterweise war es gerade der grosse europäische Konfessionskrieg von 1618–1648, der die katholischen und reformierten Orte wieder näher zusammenführte: Im Bemühen um die Unversehrtheit und Neutralität des Landes vereinbarten sämtliche Kantone die Aufstellung eines gemeinsamen Heeres unter einem gemeinsamen Kriegsrat (Defensionale von Wil, 1647). Damit war zugleich der Übergang zur bewaffneten Neutralität vollzogen. Die Unabhängigkeit sollte notfalls verteidigt werden – um nicht bloss auf den Goodwill jeweiliger Grossmächte zu spekulieren, auch wenn diese die immerwährende Neutralität der Schweiz am Wiener Kongress von 1815 offiziell anerkannt hatten.

Immer etwas antiautoritär, unzeitgemäss, störrisch. Die Schweiz fuhr nicht schlecht mit

dieser Mischung und ihrer fast genetisch verankerten Skepsis gegenüber den ganz grossen Würfen. Marignano liefert stellvertretend den mythischen Steinbruch. Mitten unter den Kriegern befand sich übrigens ein noch unbekannter Glarner Feldprediger: der spätere Reformator Huldrych Zwingli.

Unter dem Eindruck des sinnlosen Gemetzels wird er wider die Reisläuferei predigen und Zürich für rund hundert Jahre aus dem Soldgeschäft bannen. Sein wortmächtiges Plädoyer liest sich bis heute frischer als manche der reichlich abgehangenen «Kunst und Politik»-Polemiken, zumal Zwingli mit den eidgenössischen Mythen spielt, indem er diese gegen seine Zeitgenossen richtet. Ihre Vorfahren seien aus ganz anderen Gründen in den Krieg gezogen, stichelt der Zürcher Reformtheologe, «die wollten die fremden Herren nicht in unseren Ländern leiden; und jetzt geleiten wir sie selbst hinein, sofern sie viel Geld haben, und verteilen die Sache so, dass einige das Geld, einige aber die Streiche auflesen [...]» Das sass. Die alten Eidgenossen kämpften für ihre Freiheit, ihre Enkel lassen sich von den Nachfahren der früheren Vögte kaufen.

Was bleibt? Durch die sture Parole «Mythos oder Wahrheit» seien viele markante Überlieferungen aus dem Bewusstsein des Volkes vertrieben worden, deren politischer Gehalt wichtig wäre für das Nachdenken über das Land, sagt Peter von Matt. Dieses Jahr bietet einige Gelegenheiten, die «beschädigte Erinnerungskultur» wieder zu beleben. Ohne Weihrauch, aber auch ohne Nationalmasochismus. Mythos und Wahrheit heisst der Ansatz. Denn die Schweiz ist eine grossartige Erzählung. ○

Der Stausee der Nationalbank

Die SNB führt Negativzinsen ein, um die 2011 etablierte Franken-Euro-Kurs-Untergrenze zu stützen. Je länger diese Barriere besteht, desto grösser werden die damit verbundenen Risiken. Aber Ausstiegsszenarien sind noch keine in Diskussion. *Von Beat Gygi*



Gewaltiger Eingriff in die Marktkräfte: Schweizerische Nationalbank in Bern.

Wie weit kann ein kleines und offenes Land wie die Schweiz überhaupt eine eigenständige Währung haben, wenn in ihrer Umgebung stürmische Verhältnisse herrschen? Welchen Spielraum hat die Schweizerische Nationalbank (SNB) bei der Bestimmung ihrer Geldpolitik noch, wenn die Notenbanken der grossen Wirtschaftsräume geradezu extreme Experimente durchziehen, die massive Auswirkungen auf Zinsen und Preise haben? Diese Fragen geben in der Schweiz zwar seit je zu reden, aber zu Beginn dieses Jahres sind sie besonders brisant, denn bei den Zinsen gibt es ungemütliche Entwicklungen. Am 18. Dezember hat die SNB-Führung die Einführung von Negativzinsen angekündigt, um die Attraktivität von sicheren Anlagen in Schweizer Franken zu verringern. So werden Banken nun ab dem 22. Januar eine Gebühr entrichten müssen, wenn sie bei der Nationalbank Geld deponieren.

Noch ist unklar, wie die Banken darauf reagieren und die «Lagergebühren» an die Kundschaft weitergeben, aber bei vielen Sparern, Investoren und Managern verstärkt sich der Eindruck, der Umgang mit Geld werde zunehmend «abnormaler». Dass finanzielle Mittel, die man jemand anderem ausleiht, bei diesem quasi abbröckeln und an Wert verlieren, widerspricht gängigen Vorstellungen und wirkt unnatürlich. Der Zins ist ja normalerweise die Entschädigung für denjenigen, der auf die eigene Verwendung seines Geldes verzichtet und es anderen zum Arbeiten überlässt.

Zwänge von aussen

Klar, mit dem Übergang zu Strafzinsen hat die Nationalbank einfach einen früheren Schritt der Europäischen Zentralbank (EZB) nachvollzogen. Dies verstärkt aber den Eindruck, die Schweizer Währungshüter müssten sich bei

ihren Handlungen von aussen kommenden Zwängen beugen. Dies gilt umso mehr, als die Strafzinsen für die Schweiz noch fragwürdiger sind als für die EU. Die EZB will damit Geschäftsbanken dazu bringen, Finanzmittel nicht zu horten, sondern als Kredite in die Firmen zu bringen und die Wirtschaft anzukurbeln. In der Schweiz dürften die Wirkungen ähnlich sein, aber eigentlich unerwünscht. Die SNB ist ja der Ansicht, die Banken seien bei der Vergabe von Hypothekarkrediten schon allzu aktiv, und hat sich für hoheitliche Bremsmechanismen eingesetzt.

Die Strafzinsaktion erfolgt also primär mit Blick nach aussen, man will die ausländische Nachfrage nach sicheren Anlagen in Schweizer Franken schwächen und damit die im September 2011 erlassene Wechselkursuntergrenze von Fr. 1.20 pro Euro unterstützen. Diese Barriere, die damals nach dem rasanten Zerfall des

Euro-Kurses errichtet wurde, soll «eine unerwünschte Verschärfung der monetären Rahmenbedingungen durch eine Aufwertung des Frankens verhindern». Auch laut jüngsten Beteuerungen der Nationalbank bleibt der Mindestkurs das zentrale Instrument gegen den Aufwertungsdruck. Mit aller Konsequenz werde man ihn durchsetzen und wenn nötig unbeschränkt Devisen kaufen. Nicht nur in der Exportwirtschaft ist man froh über diese Bekräftigung, denn eine sogenannt überbewertete Währung gilt auch aus Sicht binnenorientierter Branchen, von Gewerkschaften und Verbänden als Bedrohung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit des Landes.

Aber der Eingriff in die Marktkräfte ist gewaltig. Seit über drei Jahren wird die Entwicklung der Schweizer Wirtschaft nun durch Wechselkurse geprägt, die in Märkten wahrscheinlich anders aussähen. Ein grosser Teil der Unternehmen geht bei den Planungen von Koordinaten aus, die irgendwann wohl nicht mehr stimmen. Das ist eine schwierige Grundlage für langfristige Strategien. Früher gab es oft die Klage, die Schweizer Wirtschaft sei gespalten in einen geschützten Binnensektor und einen dem Wettbewerb ausgesetzten international orientierten Teil, der den Karren vorwärtsziehe. Wenn nun auch der auslandorientierte Sektor zu stark geschützt wird, schadet dies der Zugkraft.

Gewiss, im Sommer 2011 hat die Wechselkursgrenze manche Firma vor einem ruinösen Währungsschock bewahrt, deren inländischer Kostenblock zu schwer war. Der Ertragseinbruch blieb begrenzt, und viele haben durch längere Arbeitszeiten, Kostenreduktionen, vermehrte Beschaffung aus der Euro-Zone, Verlagerungen von Produktionsprozessen in andere Währungsräume und vor allem auch durch Produktivitätsfortschritte, die zum Teil überraschend waren, die Ertragskraft einigermaßen wieder hergestellt. Nach einem Jahr war schon viel in dieser Richtung passiert, nach zwei und nach drei Jahren noch mehr.

Starke Wirtschaft, starke Währung

Wie lange ist es also für die Volkswirtschaft praktisch lebenswichtig, die Barriere von Fr. 1.20 zu verteidigen und einen hohen Preis dafür zu bezahlen? Die Frage nach dem geeigneten Zeitpunkt zum Aufgeben der Kursuntergrenze ist auch deshalb wichtig, weil die Schweizer Währung quasi eine eingebaute langfristig anhaltende Stärkung hat, die nicht allzu sehr gestört werden sollte. Mitte der siebziger Jahre war ein Franken DM 0.80 wert, Ende der neunziger Jahre dann rund DM 1.20. Ein guter Teil des Wertgewinns hängt damit zusammen, dass die Inflation in der Schweiz typischerweise geringer war als im Ausland, aber etwas summarisch kann man auch sagen: Eine starke Wirtschaft hat eine starke Währung.

Es gibt keine Anzeichen für eine Änderung dieser Grundtendenz; die Inflationsdifferenz zum Euro-Raum erscheint auch künftig wahrscheinlich. Berechnungen von sogenannten «richtigen» Wechselkursen aufgrund der Kostenverhältnisse kommen auf Franken-Euro-Kurse zwischen 1.20 und 1.30. Und laut wissenschaftlichen Studien könnten unter Marktverhältnissen in jüngerer Zeit Kurse zwischen gut 1.00 und knapp 1.20 geherrscht haben. Ganz ohne Schmerzen wäre eine Freigabe also kaum zu haben, aber dies ist in Vergleich zu setzen mit den Risiken, die ein allzu langes Hinauszögern der Freigabe bringen kann:

— Mit der Kursuntergrenze wird die schweizerische Geldpolitik vorübergehend auf den Wechselkurs fokussiert, wie bereits seinerzeit 1978 mit Blick auf die D-Mark. Die Nationalbank betont zwar, die Ausrichtung auf den Wechselkurs sei Ausdruck einer eigenständigen Geldpolitik, aber sie muss sich doch stark an die EZB anlehnen, um den Aufwertungsdruck zu parieren. Je länger dieser Zustand dauert, desto deutlicher kann dies auf die Wahrnehmung der Institution in Märkten und vor allem in der Politik abfärben. Gilt der Franken dann noch als Franken oder als Euro-Anhängsel?

— Je länger die Wechselkursgrenze verteidigt wird, desto mehr gewöhnen sich Firmen daran, so dass deren Ansporn zur weiteren Verbesserung unternehmerischer Effizienz nachlassen kann. Die Stützung des Exportsektors wird im Prinzip durch die Importeure und Konsumenten getragen, die für ausländische Produkte mehr bezahlen als bei flexiblem Regime. Noch brisanter als diese Umverteilung ist jedoch die Verfälschung der Preissignale auf Kapital-, Devisen- und Produktemärkten. Je mehr Investitionsentscheide in Banken, Firmen oder Pensionskassen auf gestützten Wechselkursen beruhen, desto schwieriger werden dereinst Richtungskorrekturen.

— Je länger die Wechselkursgrenze in Kraft ist, desto grösser wird der Widerstand in der Politik gegen deren Aufgabe ausfallen. Dass Konsumenten und Importeure von einem niedrigeren Kurs profitieren würden, ist politisch zwar ebenfalls von Bedeutung, aber die Produktionsseite, Gewerkschaften oder Pensionskassen mit Auslandsanlagen bilden in dieser Frage eine starke Koalition.

— Zuwarten führt auch dazu, dass mit der Verteidigung der Kursgrenze zunehmend Devisen in die Nationalbank-Bilanz fliessen können, die volkswirtschaftlich von Bedeutung sind und deren Wert vom Kurs abhängt. Die Kursgrenze wirkt wie eine Staumauer, die einen wachsenden See aufstaut. Je grösser der Staudruck wird, desto stärkere Anreize hat die SNB, eine Freiga-

be nicht zuzulassen und stattdessen auf eine Besserung in der Umgebung zu hoffen.

— In der Euro-Zone zeichnet sich heute aber keine grundsätzliche wirtschaftliche Gesundung ab, so dass sich die Schweizer Wirtschaft und der Euro-Raum eher noch auseinanderentwickeln dürften. Die Stimulierungspläne der EU-Kommission und die Billiggeldpolitik der EZB sind weiterhin primär auf das Über-tünchen von Problemen ausgerichtet. Dies spricht für eine weitere Stärkung des Frankens. Ja, die Kontraste könnten insofern noch stärker werden, als die EZB zunehmend politischem Druck ausgesetzt ist, den Euro schwach zu machen, um flauere Regionen anzukurbeln. Vor diesem Hintergrund müssten Szenarien zur Anpassung der Kursgrenze zum öffentlichen Thema werden.

Es gibt natürlich ein gewichtiges Argument gegen eine Wechselkursfreigabe: In unsicheren Zeiten dient die Schweiz als sicherer Hafen für Anleger, und in heiklen Phasen kommt bisweilen ein regelrechter Nachfragesturm auf das kleine Frankengebiet zu. Dies kann zu wilden Kursausschlägen führen, mit denen die Realwirtschaft nicht fertig wird. Um die Wirtschaft vor derart übertriebenen oder erraticen Bewegungen zu schützen, aber doch allmählich an Marktverhältnisse heranzuführen, gibt es etwa den Vorschlag, die Wechselkursuntergrenze auf einem klar vorgezeichneten Pfad schrittweise zu senken. Klar, wenn sich der Euro-Kurs wie heute eng an den Fr. 1.20 bewegt, trifft auch ein gemässiger Vorschlag auf Ablehnung, aber wenn der Stimmungszyklus in der EU das nächste Mal den oberen Punkt und der Euro-Kurs vielleicht gut Fr. 1.25 erreicht, wären die Schmerzen geringer. ○

NEGATIVZINSEN IN EUROPA



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up (www.reichmuthco.ch), eine Einschätzung zum neuen geldpolitischen Tiefpunkt und was er für Anleger bedeutet.»

Christof Reichmuth
unbeschränkt haftender Gesellschafter

PRIVATBANKIERS

REICHMUTH & CO

INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

CH-6000 LUZERN 7 RÜTLIGASSE 1 +41 41 249 49 29
CH-8002 ZÜRICH TÖDISTRASSE 63 +41 44 299 49 49
www.reichmuthco.ch



Keineswegs ausweglos: Wohnhaus in Flaach ZH nach der Tat von Natalie K., am 1. Januar.

Panorama einer Familientragödie

Gegen aussen gaben Mike und Natalie K. das perfekte Bild einer aufstrebenden Familie ab. Als die Fassade zusammenbrach, tötete die Mutter ihre beiden Kinder. Die Vormundschaftsbehörde erkannte die Gefahr, schätzte diese aber falsch ein – und wird nun von einer lange verdrängten Debatte überrollt. *Von Alex Baur*

Zwei Frauen streiten sich um einen Säugling, jede behauptet, die Mutter zu sein. König Salomon macht kurzen Prozess: Er greift zum Schwert, um das Kind zu teilen – eine Hälfte für jede Klägerin. Die eine Frau fährt dazwischen und erklärt ihren Verzicht auf das Kind, um ihm das Leben zu retten. Der Fall ist geklärt: Salomon übergibt das Kind jener Frau, die durch den selbstlosen Verzicht bewiesen hat, dass sie die wahre Mutter sein muss.

Was wir in diesen Tagen erleben, ist eine Art Umkehr dieses salomonischen Gleichnisses.

Am Neujahrstag erdrosselt eine Mutter im zürcherischen Flaach ihre beiden Kinder; angeblich reagiert sie damit auf den Entzug der elterlichen Obhut durch die Vormundschaftsbehörde (KESB). Die zweijährige Alessia und der fünfjährige Nicolas mussten demnach sterben, weil ihre Mutter es nicht ertragen kann, dass ihre Kinder – vorübergehend und zu dessen Schutz – in ein Heim eingewiesen werden.

Eine Mutter tötet ihre Kinder, weil sie deren Verlust nicht erträgt? Es ist eine Logik, die nicht aufgeht. Nun mag man einwenden, dass Men-

schen in psychischen Ausnahmesituationen unvernünftig handeln. Tatsächlich ist die Tötung von Kindern durch ihre eigene Mutter, der sogenannte Infantizid, ein aus der Kriminalistik hinlänglich bekanntes Phänomen. In Deutschland kommen jährlich gegen hundert Kinder gewaltsam zu Tode, oft, vor allem bei Neugeborenen, ist die Mutter die Täterin. Der Motive gibt es viele: Überforderung, psychische Störungen, ungewollte Schwangerschaften, aber auch krass egoistische Motive wie Überdruß oder Rache. Kindermörderinnen lieferten, von der grie-



zeitung, in der sie ihre Version des Kampfes gegen die Behörde pauschal darlegt. «Ich hoffe, dass mein Fall öffentlich wird! Keiner unschuldigen Mutter sollen die Kinder weggenommen werden und <zum Wohle der Kinder> ins Heim gesteckt werden!!!» Der Betreff über der E-Mail, «letzte Gedanken», liest sich im Nachhinein wie eine Androhung der Bluttat.

Die Eltern von Natalie K., die sich nach der Tragödie bei diversen Medien zu Wort meldeten, befeuerten den allgemeinen Unmut gegenüber der Vormundschaftsbehörde (KESB). Gemäss eigener Darstellung wären sie bereit und auch in der Lage gewesen, die beiden Kinder vorübergehend bei sich aufzunehmen. Bilder von einem liebevoll hergerichteten Kinderzimmer zeugen von familiärer Vertrautheit. Warum, um Himmels willen, so fragt man sich, tat die KESB nicht das Naheliegende und schickte die Kinder zu ihren Grosseltern, wenn ihnen bei der Mutter Ungemach drohte? Diese versichern, sie hätten die Verantwortung noch so gerne übernommen.

Und doch: Die Darstellung der Grosseltern, so sympathisch und rechtschaffen sie erscheinen mögen, wirkt seltsam einsilbig. Auch die Statements der Anwältin von Natalie K., die ansonsten durchaus kämpferisch auftreten kann, sind in diesem zentralen Punkt auffällig unscharf. Wir wissen nicht, was in den Gesprächen zwischen dem Vertreter der KESB und der Mutter, an denen offenbar auch die Grosseltern beteiligt waren und die sich über Wochen hinzogen, alles verhandelt wurde. War das Verhältnis zwischen Natalie K. und ihren Eltern tatsächlich so unbelastet? Sicher ist nur eines: Das Eingreifen der Vormundschaftsbehörde zum Schutz der Kinder war dringend angezeigt – Natalie K. selber hat am Neujahrstag den erschütternden Beweis dafür erbracht.

Nach Aussagen von Kollegen wurden die damals 21-jährige Krankenpflegerin Natalie K. und der um ein Jahr ältere Verkäufer Mike 2008 ein Paar. Zwei Jahre später heirateten die beiden. Dabei nahm Mike, ein Secondo mit türkischen Wurzeln, ihren Nachnamen an. Spätestens 2010, mutmasslich erst nach der Geburt von Nicolas, zogen die beiden zusammen. Stolz präsentiert Mike die Bilder seines Dienstes bei der Schweizer Armee auf *Facebook*, später folgen zahlreiche Fotos einer scheinbar glücklichen, prosperierenden jungen Familie. Doch der Schein trügt.

Bereits mit achtzehn Jahren hat Mike den ersten Konkurs hinter sich. Es folgen zahllose Zahlungsbefehle, Pfändungen und Verlustscheine bis in die Gegenwart. Dasselbe Bild präsentiert sich bei Natalie. Auffällig sind sodann die vielen Adresswechsel des jungen Paares, das meist nur wenige Wochen an einem Ort bleibt. Mindestens achtmal sind die beiden in den letzten vier Jahren umgezogen. Im Frühling 2014 zügelte sie ins ländliche Flaach, in ein modernes Haus. Offensichtlich lebt die

Familie weit über ihre Verhältnisse. Die Miete bleibt schon bald unbezahlt.

Vor den Sommerferien meldet Natalie K. den kleinen Nicolas für den Kindergarten an, im benachbarten Rüdlingen SH, wo die Familie angeblich hinziehen will. Doch der Umzug findet nie statt – und das ist nicht die einzige Auffälligkeit, welche die Schulbehörde zu einer Gefährdungsmeldung an die KESB veranlasst. Am 31. Oktober 2014 stellt die Behörde den Kindern einen Beistand zur Seite. Und nur wenige Tage später, am 4. November, werden Mike und Natalie K. verhaftet, wegen Verdachts auf Betrügereien im Internet. Sie kommt nach knapp einer Woche wieder frei, er sitzt bis heute in der Untersuchungshaft.

Feiertage sind Risikotage

Die KESB weist die Kinder nach der Verhaftung ihrer Eltern in ein Heim in der Stadt Zürich ein. Ob eine Unterbringung bei den Grosseltern in Betracht gezogen wurde, ist unklar. Am 13. November, drei Tage nach der Haftentlassung, besucht Natalie K. ihre Kinder im Heim. Das Verhältnis zwischen den Kleinen und ihrer Mutter wirkte gemäss einem behördlichen Protokolleintrag eher distanziert. Ein weiteres Treffen, an dem nun auch die Grosseltern zugegen sind, findet am 10. Dezember statt. Gemäss *Tages-Anzeiger* wurde dabei die Möglichkeit einer Rückkehr der Kinder zur Mutter vor Weihnachten erwogen, unter der Voraussetzung allerdings, dass eine erzieherische Begleitung organisiert, «der Mietvertrag verlängert und die Wohnung kindgerecht eingerichtet» werde.

Tatsächlich kommen die beiden Kinder am 19. Dezember wieder zu ihrer Mutter, allerdings nur über die Festtage. Gemäss einer Verfügung der KESB, die Natalie K. kurz vor Weihnachten erreicht, sollen Nicolas und Alessia am 4. Januar bis auf weiteres wieder ins Heim verbracht werden. Dort soll das Sozialpädiatrische Zentrum Winterthur «den Entwicklungsstand der Kinder und die elterliche Erziehungsfähigkeit» abklären. Gemäss der Verfügung darf Natalie K. ihre Kinder zweimal pro Woche im Heim während dreier Stunden besuchen. Über ihre Anwältin Daniela Fischer rekurriert sie umgehend gegen die Verfügung der KESB beim Bezirksrat. Am Silvestertag lehnt dieser die beantragte sofortige Aufhebung des Obhutsentzugs ab. Ein definitiver Entscheid sei erst «nach dem 4. Januar» und nach Anhörung aller involvierten Parteien angezeigt. Dieses provisorische Verdikt, das sie am Neujahrstag erhält, nimmt Natalie K. offenbar zum Anlass für ihre Bluttat.

«Als Risikotage für die Tötung eines Kindes im Rahmen eines Impulsdurchbruches oder einer Kindsmisshandlung sind Feiertage und Wochenende zu nennen», schreibt die deutsche Psychiaterin Sophie Marie Hömberg in einer Studie über Kindstötungen. Als Risiko-

chischen Medea-Sage bis zu Goethes Faust, seit Urzeiten Stoff für Weltliteratur.

Beim Familiendrama von Flaach dürfte es sich um einen versuchten Mitnahmesuizid handeln: Nachdem sie ihre beiden Kinder getötet hatte, verletzte sich die 27-jährige Natalie K. mit einem Messer selber am Hals. Wie ernsthaft dieser Selbstmordversuch war, der offenbar nicht zu lebensgefährlichen Verletzungen führte, wissen wir indes nicht. Wie so vieles noch im Dunkeln liegt. Und trotzdem scheinen die Meinungen weit herum gemacht: Je unfassbarer und unbegreiflicher das Motiv der tödenden Mutter, so scheint es, desto grösser ist die Welle von Wut und Unverständnis, die sich über die Behörden ergiesst.

Leben über die Verhältnisse

Natalie K. selber hat den Proteststurm mit angefacht. Am 28. Dezember, also vier Tage vor der Tat, schickt sie eine E-Mail an die *Sonntags-*

So schonend wie möglich

Seit 2013 entscheiden Profis statt Laien über Kinderschutz. Zu Fremdplatzierungen kommt's nur im Notfall. *Von Alex Reichmuth*

Vor zwei Jahren trat in der Schweiz das neue Kindes- und Erwachsenenschutzrecht in Kraft. Zentral beim Wechsel war der Ersatz der kommunalen Vormundschaftsbehörden und der kantonalen Vormundschaftsämter durch sogenannte Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden (KESB), die mit Fachleuten besetzt sind. An vielen Orten würden noch immer «Laien, die politisch gewählt sind und keine einschlägigen fachlichen Vorgaben erfüllen müssen», in Vormundschaftsbehörden amten, bemängelte der Bundesrat damals in seiner Botschaft zur Gesetzesänderung. Darum entscheiden heute gemischte Teams mit Juristen, Sozialarbeitern, Pädagogen und Ärzten über das Schicksal gefährdeter Kinder und Erwachsener.

Aufgabe der KESB ist es unter anderem, bei Gefährdung eines Kindes aktiv zu werden. Eine solche kann im Verhalten der Eltern liegen, etwa wenn diese ihr Kind vernachlässigen oder seelisch und körperlich misshandeln. Die KESB wird meist aufgrund einer Gefährdungsmeldung tätig, die von Verwandten, Nachbarn, Betreuern oder Lehrpersonen stammen kann. Bei allen Massnahmen gilt der Grundsatz, dass diese so mild wie möglich sein müssen und die Familien stärken statt schwächen sollen. Insbesondere sollen die Eltern wenn immer möglich nicht verdrängt, sondern in ihren Fähigkeiten gestärkt werden.

Die Gefährdung abwenden

Die mildeste Massnahme ist die Ermahnung der Eltern, gefolgt von der Weisung – etwa der Anordnung, eine Beratungsstelle aufzusuchen. Hilft das nicht, kann die KESB zur Unterstützung der Eltern einen Erziehungsbeistand ernennen, der das Recht auf Einblick ins Familienleben und auf Auskunft zu den Lebensumständen des Kindes hat. Als tiefgreifendste Massnahmen stehen den Behörden bei schweren Fällen die Fremdplatzierung des Kindes offen sowie der Entzug der elterlichen Sorge. Bei Letzterer ernennt sie einen Vormund, der die Interessen des Kindes künftig anstelle der Eltern vertritt.

Ein gefährdetes Kind kann bei Verwandten (etwa den Grosseltern) fremdplatziert werden, aber auch in einer Pflegefamilie oder in einem Heim. Laut Gesetz darf ein Kind den Eltern nur dann weggenommen

werden, wenn alle schonenderen Massnahmen die Gefährdung nicht abwenden konnten – und auch nur so lange, wie diese weiterbesteht. Kann etwa eine Mutter ihrer Sorgepflicht wegen Alkoholabhängigkeit nicht nachkommen, müssen die Behörden eine Rückkehr prüfen, wenn die Mutter die Sucht mutmasslich überwunden hat. Eine Unterbringung bei nahen Verwandten gilt im Prinzip als erste Wahl. Ist das Kind aber von Missbrauch bedroht, etwa durch einen Elternteil, kann gerade die familiennahe Fremdplatzierung auch gefährlich sein.

Vertreter der KESB betonen, dass es keinesfalls in ihrem Interesse liege, möglichst viele Kinder ihren Eltern zu entziehen – im Gegenteil. «Früher hat man ein Kind wohl rascher fremdplatziert», meinte auch André Woodtli, Leiter des Zürcher Amtes für Jugend und Berufsberatung, in einem Interview. «Heute werden die Familien in Krisensituationen von Fachleuten unterstützt und begleitet, damit das Kind möglichst bei den Eltern bleiben kann.»

Weiterzug bis Strassburg möglich

Wie bei anderen Massnahmen, welche die KESB verhängt, werden auch bei einer Fremdplatzierung die Eltern zuvor angehört. Dabei informieren die Behörden über ihren beabsichtigten Entscheid und ermöglichen den Eltern eine Stellungnahme. In Notsituationen, etwa wenn die Gefahr schwerer Misshandlung eines Kindes oder die Abreise eines Elternteils mit dem Kind ins Ausland droht, kann eine Fremdplatzierung allerdings auch sofort verhängt werden, noch vor der Anhörung.

Nach dem definitiven Entscheid der KESB für eine Fremdplatzierung haben die Eltern das Recht, diesen innert dreissig Tagen anzufechten. Die Fremdplatzierung wird dann von einem zuständigen Gericht oder wie im Kanton Zürich vom Bezirksrat überprüft. Ein Weiterzug des Entscheids bis ans Bundesgericht oder sogar an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg ist möglich.

Die KESB ist bei einer Fremdplatzierung eines Kindes verpflichtet, regelmässig zu überprüfen, ob diese noch angemessen ist. Eine Überprüfung ist auch auf Antrag der Eltern oder auf Hinweis des Beistandes angesagt.

faktor hebt sie ökonomische Not hervor. Nun könnte man der zuständigen KESB vorwerfen, diese an sich bekannten Faktoren ignoriert zu haben. Nur: Musste die Vormundschaftsbehörde überhaupt mit einem derartigen Risiko rechnen? Weder ihre Anwältin noch ihre Eltern, die über die Festtage intensiv mit Natalie K. im Kontakt standen, hatten eine derartige Tragödie in Betracht gezogen.

Bohrende Fragen bleiben

Per Whatsapp teilt Natalie K. am Neujahr um 21.26 Uhr ihren Eltern mit: «kinde sind im himmel und ich gah jetzt au» – unterzeichnet mit einem Kussmund. Wurde sie «in den Tod getrieben», wie die trauernden Grosseltern in einem Brief an die *Sonntagszeitung* anklagen? Natalie K. hätte mit den Kindern vorübergehend untertauchen können, mit der erklärten Unterstützung ihrer Eltern, sofern sie Nicolas und Alessia wirklich um jeden Preis bei sich haben wollte. Die junge Frau wusste, dass der Entscheid der KESB nicht abschliessend war; der Vermieter hatte ihr Aufschub gewährt, die Gemeinde Flaach unbürokratisch Nothilfe geleistet. Objektiv betrachtet war ihre Lage keineswegs ausweglos. Hoffnungslos verloren und zerstört war lediglich das ebenso makellose wie trügerische Image einer netten jungen Familie, das sie gegen aussen aufgebaut hatte. Doch das erklärt keinen Kindsmord.

Noch liegt vieles zum Fall K. im Dunkeln. Doch betrachtet man die bislang bekannten Fakten nüchternen Auges, liegen keine konkreten Hinweise, geschweige denn Beweise für ein schwerwiegendes Verschulden der Behörden vor. Umso verwunderlicher ist die Welle der Solidarität mit der tötenden Mutter, die in diesen Tagen durch die Internetforen und Leserbriefspalten schwappt – als hätte nicht sie ihre Kinder umgebracht, sondern ein anonymes Gremium namens KESB.

So irrational diese Wogen der Empörung anmuten, das Missbehagen gegenüber der KESB ist keineswegs ein Novum, das Misstrauen grundsätzlicher Natur. Und es lässt sich an der Familientragödie von Flaach geradezu exemplarisch festmachen. Über allem liegt die bohrende Frage, ob eine zentrale professionelle Behörde, wie sie mit der Reform des Vormundschaftsrechtes eingeführt wurde, tatsächlich besser ist als das Laienregime, das in den Dörfern bis dahin unbürokratisch und bürger-nah Hilfe leistete. Wäre Natalie K. eher zur Vernunft gekommen, wenn sie mit einem Menschen aus Fleisch und Blut aus ihrer Nachbarschaft über die Zukunft ihrer Kinder hätte verhandeln müssen statt mit einem anonymen Fachbeamten-gremium in der fernen Stadt Winterthur? Als die radikale Reform 2008 von den Räten praktisch einstimmig und diskussionslos beschlossen wurde, ist man dieser Grund-satzfrage ausgewichen. Sich ihr zu stellen, muss nun schmerzhaft nachgeholt werden. ○

«Teurer und schlechter»

Hans-Peter Hulliger (FDP) bekämpfte als Gemeindepräsident von Bäretswil die Einführung der KESB vehement. Er sieht seine schlimmsten Befürchtungen durch die Vorfälle von Flaach bestätigt.

Von Rico Bandle

Die Zürcher Gemeindepräsidenten mit Ihnen an der Spitze wehrten sich 2008 vehement gegen die Ablösung der lokalen Vormundschaftsbehörden durch die professionelle Fachbehörde KESB. Trotzdem wurde die Reform vom Nationalrat mit nur zwei Gegenstimmen angenommen. Wie war Ihre Reaktion?

Wir waren verblüfft. Und konsterniert. In der Folge haben wir versucht, mit der Zürcher Regierung und über einzelne Parlamentarier noch etwas zu erreichen, erhielten aber keine Unterstützung. Schliesslich mussten wir den Entscheid akzeptieren.

Woher kam Ihre Überzeugung, dass Laien für diese Aufgaben besser geeignet sind als Profis?

Ziel der Reform war, die Behörde zu professionalisieren und durch Zentralisierung effizienter zu machen. Heute muss man sagen: Es wurde überprofessionalisiert, das System ist nicht effizienter, sondern ineffizienter geworden. Fairerweise muss ich aber sagen, dass das Vormundschaftswesen im Kanton Zürich sicher gut funktioniert hatte, in anderen Kantonen gab es offensichtlich mehr Probleme. Und die grossen Städte im Kanton, Zürich und Winterthur, hatten ja schon vorher eine Art KESB.

Wie hat das Vormundschaftswesen in Ihrer Gemeinde Bäretswil genau funktioniert?

Der Ablauf war immer derselbe: Wenn es Probleme gab, dann sorgte sich zuerst die Familie, dann das Umfeld, dann die Gemeinde darum. Einfachere Fälle konnten wir gut selbst lösen oder dafür eine Lösung suchen. Für schwierigere Fälle haben wir immer schon Fachkräfte beigezogen.

Heute sind die Gemeindestrukturen nicht mehr so homogen wie einst, das Milizsystem ist überall unter Druck. War der Systemwechsel nicht einfach ein Gebot der Zeit?

Nein, der Wechsel war unnötig. Jetzt hat man aber die Strukturen zerstört; sie wieder aufzubauen, ist kaum mehr möglich. Mit den aktuellen Fällen kommt das an die Oberfläche, was da kaputtgemacht wurde. Was nun dringend nötig ist: Die KESB muss besser ins Gespräch kommen mit den Gemeinden, sie soll sich nicht mehr wie bisher hinter dem Datenschutz verstecken dürfen. Heute redet man zu



«Man redet zu wenig»: FDP-Politiker Hulliger.

wenig miteinander, die KESB entscheidet, und die Gemeinden müssen einfach bezahlen. Das ist ein grosses Problem. Auch der nicht funktionierende Pikettdienst, der beim Kindsmordfall ein Thema ist, ist der Professionalisierung anzulasten. So etwas gab es vorher nicht: Man nahm sich der Fälle an, ging einfach raus zu den Leuten, egal, zu welcher Tageszeit, und suchte nach Lösungen.

Wird das alte Milizsystem, die «Nähe zu den Fällen», nicht im Nachhinein idealisiert?

Nein. Es ist genau das Problem eingetreten, vor dem wir gewarnt hatten: Die KESB findet zu wenig Fachleute, die auch etwas verstehen von diesem Bereich. Oft war der Gemeindeschreiber gleichzeitig der Sekretär der örtlichen Vormundschaftsbehörde. Dieser hatte in der Regel ein enormes Wissen über die Zustände in der Gemeinde angehäuft. Dieses Wissen ist mit der Einführung der KESB auf einen Schlag verlorengegangen. Das System wurde teurer und schlechter.

Ein grosses Thema beim aktuellen Fall um die Kindsmorde in Flaach ist die Verantwortung. Niemand bei der KESB will verantwortlich sein. Wie war das im alten System?

Dass niemand verantwortlich sein will, ist typisch für die Professionalisierung. Vorher war klar: Bei Fehlern mussten sich der Vormundschaftsvorstand, der Vormundschafts-

sekretär und auch der Gemeindepräsident erklären. Man konnte sich nicht um die Verantwortung drücken oder sagen, man sei halt nicht da gewesen.

Wie lief früher ein typischer Fall ab? Telefonierte ein Nachbar der Vormundschaftsbehörde, ein Kind werde geschlagen?

Ja, der Notruf ging direkt zur Gemeinde. Der Vormundschaftssekretär oder die ganze Behörde nahm sich dann des Falls an. Oft kannte man die betroffene Familie bereits, wusste, dass sie sich in einer schwierigen Situation befindet. Jetzt meldet man die Fälle der KESB, und die Angelegenheit ist für uns erledigt. Die Gemeinde kann dann einfach noch bezahlen, oft wird man gar nicht erst informiert, was gemacht wird; mitreden kann man erst recht nicht mehr. Es ist eine tragische Situation, in die man sich hineinmanövriert hat.

Sehen Sie für Ihre Gemeinde mit knapp 5000 Einwohnern keine einzige Verbesserung durch die Einführung der KESB?

Doch, bei den schwierigen Fällen bedeutet die KESB eine Erleichterung. Das Problem ist allerdings: Wie erkennt man solche Fälle? Das konnte die Vormundschaftsbehörde besser als die KESB, die zehn Kilometer weiter in Rüti stationiert ist. Das ist einfach eine Tatsache.

Nach der Kindstötung von Flaach steht die KESB im Gegenwind. Hätte das Drama durch den Einbezug der Vormundschaftsbehörde eventuell verhindert werden können?

Ich weiss über den Fall nur, was in den Medien berichtet wurde. Ich habe mich gefragt: Weshalb hat man die Kinder nicht den Grosseltern gegeben? Womöglich ist diese Entscheidung ein Symptom der professionalisierten Behörde: Sie tendiert eher zu professionellen Lösungen. Wir in den Gemeinden hingegen hätten zuerst im nächsten Umfeld nach Verwandten oder Bekannten gesucht, die diese Kinder hätten aufnehmen können. Dass man die Kinder mit einer Heimeinweisung entwurzelte und auf der Massnahme beharrte, hat mich schon erstaunt.

Hans-Peter Hulliger, dipl. Ing. ETH und Pilot bei der Luftwaffe, heute pensioniert, war 28 Jahre lang Gemeindepräsident (FDP) von Bäretswil und präsidierte von 2006 bis 2014 den Verband der Gemeindepräsidenten des Kantons Zürich.

Jolanda Spiess-Hegglin Opfertheater

Der «Zuger Sexskandal» sorgt weiter für Schlagzeilen. Doch was ist zwischen SVP-Kantonalpräsident Markus Hürlimann und der Alternativ-Grünen Jolanda Spiess-Hegglin wirklich geschehen? Wer brachte die Geschichte in die Medien? Und warum? *Von Philipp Gut*

*Ich bi jetz immer ineghiit.
Vo Mal zu Mal wirds schlimmer.
Jedi het mi inegleit.
Die cheibe Frauezimmer.
«Ledig bliibt de Hürlimaa» (Peter Züger)*

Die fetten Schlagzeilen kamen just an Heiligabend. «Sex-Skandal an Zuger Landammann-Feier», titelte der *Blick* und schrieb: «SVP-Kantonalpräsident in Haft. Waren K.-o.-Tropfen im Spiel?» Über die Feiertage berichteten die Medien flächendeckend vom «Zuger Sexskandal». Der schlimme Verdacht, der ungefiltert verbreitet wurde: Der Politiker der Volkspartei soll eine Frau und Kollegin mittels K.-o.-Tropfen betäubt haben, um sie sexuell zu missbrauchen. Es war gar von «Schändung» die Rede.

Der *Blick* nannte auch die Namen: Involviert waren SVP-Kantonalpräsident Markus Hürlimann, 40, und die Co-Präsidentin der «Alternative – die Grünen» Jolanda Spiess-Hegglin, 34. Beide sitzen seit kurzem gemeinsam im Zuger Kantonsrat. Und beide sind verheiratet, Spiess-Hegglin ist überdies Mutter von drei Kindern.

Kein K. o.

Am Montag dieser Woche dann der wissenschaftliche Befund: Es seien weder in den Blut- noch in den Urintests der Frau K.-o.-Tropfen nachgewiesen worden, meldeten Strafverfolgungsbehörden, gestützt auf Untersuchungen des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Zürich.

Für den nüchternen Betrachter kommt das Resultat nicht überraschend. Ein genauer Blick auf die Vorgänge, soweit sie sich rekonstruieren lassen, lässt Zweifel an der bisherigen Version der Geschichte aufkommen, auch für den unwahrscheinlichen Fall, dass K.-o.-Tropfen im Spiel gewesen sein könnten, die nicht mehr nachweisbar waren.

Ist SVP-Mann Markus Hürlimann wirklich der Täter? Und ist die grüne Jolanda Spiess-Hegglin tatsächlich und ausschliesslich ein Opfer? Gut möglich, dass sich die Rollenverteilung am Ende anders darstellt.

Was ist genau passiert? Die *Weltwoche* hat mit Zeugen und Betroffenen gesprochen. Folgender Ablauf kann rekonstruiert werden: An der Landammannfeier am Samstag vor Weihnachten sind sich die beiden politischen Gegner Spiess-Hegglin und Hürlimann körperlich nahe und immer näher gekommen. Eine Zeugin berichtet, dass sie sich öffentlich geküsst

hätten. Ein anderer Zeuge hat die Kleider der beiden gefunden, während sie in den oberen Etagen des Restaurants «Schiff» – in der sogenannten «Käpt'ns Lounge» – offenbar intim miteinander verkehrten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht unter den übrigen Festteilnehmern. Niemand ging davon aus, dass es sich nicht um eine freiwillige Verbindung handelte.

Tatsache ist weiter: Beim Ausziehen stürzte Markus Hürlimann über einen Tisch, er holte sich dabei verschiedene Blessuren. Auch Jolanda Spiess-Hegglin soll umgefallen sein. Bei der Einvernahme erklärte sie unter anderem, sie habe einen Knall gehört. Vermutlich wurde dieser durch den erwähnten Sturz verursacht.

Gemeinsam im Taxi

Gegen die ursprüngliche Missbrauchsthese spricht zudem, dass die Eintracht zwischen Spiess-Hegglin und Hürlimann, über die sich die gesamte Festgesellschaft von links bis rechts wunderte, über das Ende des alkoholgetränkten Fests hinaus andauerte. Sie bestiegen gemeinsam ein Taxi, das zuerst nach Oberwil fuhr, wo Jolanda Spiess-Hegglin zu Hause ist. Markus Hürlimann bezahlte schliesslich die Rechnung für beide.

Nichts deutet darauf hin, dass hier eine Straftat stattgefunden hat. Die schweren Anwürfe, die vom *Blick* verbreitete, massiv rufschädigende Behauptung einer Schändung, sind höchstwahrscheinlich gegenstandslos. Es gab wohl Sex, einvernehmlich, zwischen zwei Erwachsenen an einem öffentlichen Fest. Das ist für die Betroffenen peinlich, eine Entgleisung, aber nach heutigem Wissensstand hat sich der SVP-Kantonalpräsident nichts zuschulden kommen lassen.

Brisante Fragen bleiben offen, jedoch andere als die in vorverurteilenden Medien verbreiteten: Weshalb kam es überhaupt zu Ermittlungen? Wer setzte den Verdacht auf den Einsatz von K.-o.-Tropfen in die Welt? Und: Wie kam die Nachricht von den Ermittlungen in die Presse?

In den Fokus rückt das Making-of des vermeintlichen Missbrauchsskandals, der auch ein Fall der beteiligten Medien ist.

Als Erstes berichtete nicht der *Blick*, sondern das lokale Online-Portal Zentral+. Dieses weist eine interessante Geschichte mit interessanter Trägerschaft auf. Lanciert wurde das Projekt vor einigen Jahren von einem Verein namens Medien, Meinungen, Vielfalt (MMV). Präsi-

dentin ist die grüne Luzerner Kantonsrätin Heidi Rebsamen. Das nach eigenen Angaben unabhängige Portal will Gegensteuer zum «Einheitsbrei» der *Neuen Luzerner Zeitung* (NLZ) geben, die in den Innerschweizer Kantonen



Als der Abend noch jung war: Markus Hürlimann und Jolanda Spiess-Hegglin an der Landammannfeier. Bilder Charly Keiser

«Inalissima im Restaurant Schiff zu m «Vorfall» gekommen ist, sprich ex. Ob dieser einvernehmlich war nicht, darüber herrscht Uneinigkeit.



Sie himmelte ihn an: Kantonsräte Hürlimann

verschiedene Kopfblätter betreibt, so etwa auch die *Neue Zuger Zeitung*.

Tito Tettamanti von links

Für die Initianten und Macher von Zentral+ ist die NLZ zu bürgerlich und zu wenig weit links stehend, wie Präsidentin Rebsamen der linken *Wochenzeitung* erklärte («Die grüne Kantonsrätin findet die bürgerlich-konservative Monopolzeitung in wichtigen Themen wie der Steuerpolitik oder der Raumplanung einseitig und oberflächlich»).

Der starke Mann hinter Zentral+ heisst indes Nick Mijnsen. Der Landis-&-Gyr-Erbe ist

Verwaltungsratspräsident der MMV online AG, der Trägerin von Zentral+. Mijnsen steuerte auch das Startkapital bei. Als eine Art Tito Tetamanti von links.

Denn Mijnsen ist politisch kein unbeschriebenes Blatt. Er steht den Alternativ-Grünen nahe und hat sich verschiedentlich auch journalistisch in deren Parteiblatt betätigt, schon zu Zeiten, als sich die Partei noch Sozialistisch-Grüne Alternative nannte.

Mijnsens Cousin übrigens ist Daniel Brunner, auch er ein Landis-&-Gyr-Millionenerbe, der seinerzeit die Revolutionäre Marxistische Liga finanzierte, aus der, nach diversen Häu-



und Spiess-Hegglin.

tungen und Umbenennungen, die heutigen Zuger Grünen hervorgegangen sind.

Warum das hier von Belang ist? Zu den Weggefährten des schwerreichen Mäzens bei den Marxisten zählten unter anderen Jo Lang, Ex-Nationalrat, und Hanspeter Uster, alt Regierungsrat und Sicherheitsdirektor des Kantons Zug. Und Jolanda Spiess-Hegglin arbeitet in Usters Kanzlei.

Hanspeter Uster gilt als Mentor und Förderer der ehrgeizigen Politikerin, die neulich vergeblich für den Zuger Stadtrat, also die Exekutive, kandidierte. Laut Insidern hegen diese Kreise auch Pläne, Spiess-Hegglin als

Ersatz für den abgewählten Jo Lang zu den Nationalratswahlen vom Herbst antreten zu lassen.

Wir fragen vor diesem Hintergrund erneut: Wie kam die Skandalnachricht in die Medien? Und weshalb fand sie ausgerechnet den Weg zum eher aussenseiterischen Zentral+?

Ziel des Online-Portals sei es, in die Inner-schweizer «Medieneinöde etwas Farbe zu bringen», sagte Geldgeber Nick Mijnsen einmal. Vielleicht haben es die alternativen Parteifreunde diesmal etwas übertrieben.

Arzt- oder Amtsgeheimnis verletzt?

Das Leck kann theoretisch nur an drei Orten liegen. Erstens bei den Ärzten des Zuger Kantonsspitals, in dessen Behandlung sich Spiess-Hegglin am Morgen nach dem ominösen Techtelmechtel begab. Zweitens bei den Zuger Strafverfolgungsbehörden. Und drittens – da nicht davon auszugehen ist, dass SVP-Politiker Hürlimann die gegen ihn gerichtete Geschichte publik machte – Jolanda Spiess-Hegglin selber, oder aber ihr persönliches oder politisches Umfeld.

Die ersten beiden Varianten wären justizabel, denn es läge entweder eine Verletzung des Arztgeheimnisses oder des Amtsgeheimnisses vor. Sowohl das Kantonsspital wie auch die Justizbehörden betonen indes auf Anfrage,

«Wir sind selber überrascht, wie schnell der Fall publik wurde.»

das Leck liege nicht bei ihnen. «Wir sind selber überrascht, wie schnell der Fall publik wurde», so Marcel Schlatter, Mediensprecher der Zuger Strafverfolgungsbehörden.

Bleibt die dritte Variante. Für sie spricht auch die Nähe, die zwischen Jolanda Spiess-Hegglin und ihren Gesinnungs- und Parteigenossen bei Zentral+ besteht.

Fragen wir weiter: Welches Motiv könnte Spiess-Hegglin beziehungsweise ihr beratendes Umfeld gehabt haben, um den peinlichen Vorfall an die Öffentlichkeit zu tragen, mit gezielter Rufmordabsicht gegen einen politischen Gegner?

Blenden wir zurück, in die späte Nacht von Samstag auf Sonntag vor Weihnachten. Jolanda Spiess-Hegglin verabschiedet sich auf dem Rücksitz des Taxis von Markus Hürlimann, steigt aus. Zu Hause wird die grüne Politikerin von ihrem Ehemann empfangen. Es braucht nicht viel Fantasie, um sich die Peinlichkeit dieser Lage vorzustellen. Als peinlich dürfte Jolanda Spiess-Hegglin am nächsten Morgen ebenfalls empfunden haben, dass die gesamte Zuger Politzszenen von der Liebelei mit dem politischen Gegner Kenntnis genommen hatte. Mehr noch: An der Party nahm auch der Götti eines Sohns von Jolanda Spiess-Hegglin teil,

der überdies gemeinsam mit ihrem Ehegatten in einer Band spielt.

Mit andern Worten: Das Techtelmechtel, das längst vor den noch teilweise im Dunkeln liegenden Vorgängen in der «Käpt'ns Lounge» mit gegenseitigem Tätscheln und mit Küssen in aller Öffentlichkeit begonnen hatte, wurde auch von Augenzeugen bemerkt, die bis in die engsten Familienzirkel hineinreichen.

Damit kommen wir zurück auf die möglichen Motive. Fakt ist: Der Fehltritt liess sich angesichts der zahlreichen Zeugen unmöglich abstreiten. Die Ehe wäre sicher gefährdet gewesen. Neben persönlichen hätten aber auch politische Folgeschäden gedroht. Eine vielbesprochene Affäre mit dem erklärten politischen Feind ist nicht unbedingt das, was sich Parteistrategen zu Beginn eines Wahljahrs wünschen.

Es bliebe ein Ausweg, der sowohl das persönliche wie das politische Ungemach abgewendet und sogar noch politisches Kapital versprochen hätte: Gelänge es, Jolanda Spiess-Hegglin als unschuldiges Opfer eines SVP-Wüstlings hinzustellen, wäre sie fein raus. Der Wahlkampf ist eröffnet!

Das ist zwar bisher bloss eine wahrscheinliche Hypothese. Tatsache aber bleibt, dass Jolanda Spiess-Hegglin einen PR-Mann engagierte, der sofort aktiv kommunizierte und später rechtzeitig und präventiv zurückruderte, bevor die zuvor gepushte K.-o.-Tropfen-These entkräftet wurde.

Markus Hürlimann nahm nach dem Vorfall telefonisch mit Jolanda Spiess-Hegglin Kontakt auf. Laut seinen Aussagen war sie wie verwandelt. Offenbar liess sie sich schon damals professionell beraten. Die demonstrative Nähe war ebenso demonstrativer Distanz gewichen.

In eine neue Richtung könnten sich die Abklärungen schliesslich auch deshalb entwickeln, weil eine weitere Person bei den parteiübergreifenden Aktivitäten in der «Käpt'ns Lounge» zugegen gewesen sein soll. Dieser dritte Mann, ebenfalls ein Kantonsrat, wird nun von den Ermittlungsbehörden befragt, neben weiteren neuen Zeugen.

Jolanda Spiess-Hegglin hält derweil an ihrer These fest: «Dass K.-o.-Tropfen oder eine ähnliche Substanz im Spiel gewesen sein müssen», sei für sie nach wie vor klar, schrieb sie am Montag. Im *Tages-Anzeiger* vom Dienstag haute sie sogar noch einen drauf: «Welche junge Frau wird sich künftig noch in die Politik wagen, wenn wir mit Frauen, die sich freiwillig für die Gesellschaft engagieren, so umgehen und sie einfach politisch ausradiert werden können?» Auch dieses Festhalten passte ins Bild: Ein Zurück gibt es nicht. Verantwortung für ihr Tun kann die Grünen-Politikerin nicht übernehmen, ohne sich komplett unglaubwürdig zu machen. Sie muss und will offenbar Opfer bleiben. Auch wenn die Tatsachen, soweit bislang bekannt, in eine andere Richtung deuten. ○



«Die menschliche Ebene fehlte völlig»: Helmut von Finck, 55, vor dem Schloss Weinfelden.

Vermögen mit Verfalldatum

Die Familie von Finck war einst die reichste in Deutschland und ist heute eine der reichsten in der Schweiz. Um ihre Milliarden tobt zwischen den Brüdern seit Jahren ein Streit. Dieser geht in die entscheidende Runde. Teil 1/3. Von Markus Schär und David Willen (Foto)

Es ist eine Kampfansage, das weiss Helmut von Finck. Er stellt sich vor das Schloss, um das der Nebel wabert, und knipst für die Fotos tapfer sein Lächeln an; dabei hilft, dass der 55-Jährige im Anzug mit seinem weissen Wuschelhaar immer noch einen jungenhaften Charme verströmt. Sein Vater August von Finck kaufte 1972 das abbruchreife Schloss Weinfelden, sein Halbbruder August von Finck wohnt seit 1998 angeblich als grösster Steuerflüchtling Deutschlands in der ausgehöhlten und umgebauten Residenz über dem Thurtal. Aber Helmut von Finck kämpft darum, dass das Anwesen ihm gehört.

Der Sohn eines Multimilliardärs kann sich nur an einen Besuch hier erinnern. 1982, zwei Jahre nach dem Tod des Vaters, teilten die Erben seine auf genau 3 938 770 D-Mark be-

zifferte Sammlung im Schloss auf: Schmuck, Gemälde, Antiquitäten, darunter das Porzellanservice von Katharina der Grossen. «Ich sah da Menschen, mit denen ich nie etwas zu tun gehabt hatte», erzählt Helmut von Finck von diesem Familientreffen. «Ich sollte bei den Sachen, die ich wollte, Punkte hinkleben; aber überall, wo ich einen hinkleben wollte, klebte schon einer. Ich sagte mir schliesslich: Dann will ich gar nichts. Es gibt Situationen im Leben, mit denen man nicht anders umgehen kann.»

Die fatale Vereinbarung

Als Helmut von Finck am 14. Februar 1985 seine beiden Halbbrüder Wilhelm und August, der eine 32, der andere 29 Jahre älter, das nächste und letzte Mal sah, gab er sein ganzes

Erbe auf. Nach dem Tod des Vaters in die Drogen abgestürzt und von der Bhagwan-Sekte angezogen, an Asthma und Depressionen leidend, unterschrieb er willenlos eine Vereinbarung, die ihm seine Halbbrüder hinlegten: Er verkaufte ihnen seinen Erbteil für 65 Millionen D-Mark – dabei betrug dessen Wert damals gemäss Schätzungen mindestens 760 Millionen.

Wie kam der 25-jährige Hippie dazu? Diese Frage erörterte in den vergangenen Jahren das Landgericht München, und der renommierteste Gerichtspsychiater Deutschlands, Professor Henning Sass, verfasst derzeit ein Gutachten. Es kann darüber entscheiden, wem in Zukunft das Schloss Weinfelden, aber auch grosse Beteiligungen an den Schweizer Konzernen Mövenpick, Von Roll und SGS gehören.

Das Verfahren läuft seit bald zwölf Jahren, weil Wilhelm und August von Finck eine Klausel im Testament ihres Vaters missachteten: Es setzte den Sohn Helmut nur als Vorerben für einen Nachfahren ein; dieser, Nino von Finck, kam aber acht Monate nach dem Handel unter Halbbrüdern auf die Welt. Als Volljähriger fragte er im November 2003 seine Onkel per Brief an, was ihm als Erbe zustehe. Und er klagte bei Gericht, als sie die Auskunft verweigerten, durch alle Instanzen. Der Bundesgerichtshof gab ihm 2009 recht, letztes Jahr nahm sich das Landgericht München, nach der Pensionierung eines säumigen Richters, endlich wieder des Falles an.

War das Geschäft sittenwidrig?

War Helmut von Finck am 14. Februar 1985 überhaupt geschäftsfähig? Dies ist nur die erste Frage, die das Gericht klären muss. Die zweite und die dritte sind noch heikler: War das Geschäft sittenwidrig, weil Helmut von Finck seinen Erbteil, also jenen seines Sohnes, weit unter Wert verhökerte? Und vor allem: Ist es eigentlich August von Finck, der enterbt werden müsste, weil er gegen den letzten Willen seines Vaters versties? Der Ausgang des Prozesses ist offen, mit klaren Vorteilen für die Kläger. Das heisst: Das Testament des Vaters, der strikt für Ordnung sorgte, stiftet 35 Jahre nach seinem Tod Verwirrung – eine der reichsten Familien in der Schweiz geniesst ihre Milliarden auf Widerruf.

Die Geschichte begann in den frühen siebziger Jahren, als in der Bundesrepublik unsichere Zeiten anbrachen, zumindest für einen schwerreichen Bankier wie August von Finck senior. Einerseits führte Bundeskanzler Willy Brandt mit der Koalition von SPD und FDP die erste linksliberale Regierung; deshalb drohten schmerzhafteste Steuererhöhungen für die Reichen. Andererseits wütete die Rote-Armee-Fraktion mit ihrer «Stadtguerilla»; sie überfiel Banken, verübte Bombenanschläge und entführte Prominente. August von Finck pflegte deshalb auf längeren Fahrten mehrmals das Auto zu wechseln. Und er suchte einen Ausweg, um sein Vermögen zu retten.

Die Möglichkeit, sich notfalls in die Schweiz abzusetzen, eröffnete sich dem adligen Bankier, als 1971 Schloss Weinfeld per Inserat in der NZZ zum Verkauf stand. Die Feste am Ottenberg stammt aus dem Hochmittelalter; von 1614 bis 1798 hausten darin die Obervögte der Stadt Zürich, die über den thurgauischen Marktflächen Weinfeld herrschten. Die letzten Besitzer aus einer jüdischen Zürcher Familie konnten das zerfallende Schloss nicht mehr erhalten, die Gemeinde und der Kanton die Millionen für eine Sanierung nicht aufbringen.

Deshalb empfingen die Weinfeldler den Interessenten aus München freundlich, obwohl die Lex von Moos den Verkauf von Liegen-

schaften an Ausländer verbot, weshalb der geplante Handel landesweit Kritik erregte. August von Finck, auf Sicherheit bedacht, wünschte nur den Wanderweg entlang der Schlossmauer zu schliessen; er bot dafür zwei Ersatzwege an. Daneben zeigte er sich für alle Forderungen offen: Er richtete gemäss den Vorschriften der Denkmalpflege das Schloss schöner als zu seinen besten Zeiten wieder her. Er führte im Bauernbetrieb, der zum Gut gehört, eine Schenke. Und er zeigte seine Sammlung, zumindest in den unteren Etagen, dem neugierigen Publikum. So bekam er am 1. Dezember 1972, ein Jahr nach dem Kaufvertrag, vom Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement die Bewilligung. Der neue Besitzer zahlte für das Schloss samt Wald und Wiesen 340 000 Franken und steckte mehrere Millionen in die Restauration. Im Nachlass von 1980 galt die Liegenschaft 4 747 000 Franken.

Unter dem Namen Swami Anand Nityo hauste er in einer Bretterbude in Oregon.

Die Möglichkeit, sich dem Fiskus so weit wie möglich zu entziehen, nutzte August von Finck im Dezember 1973. Bevor die sozialliberale Regierung 1974 die Schenkungssteuer kräftig hochschraubte, gab er seinen vier Söhnen aus zwei Ehen grosse Beteiligungen an den Gesellschaften, die sein Vermögen verwalteten. Und er schrieb am 10. April 1974 – vier Wochen bevor Bundeskanzler Brandt nach einer Spionageaffäre zurücktrat – sein Testament.

«Ich setze meine Söhne Wilhelm, August, Gerhard und Helmut von Finck als meine alleinigen Erben nach Stämmen zu gleichen Teilen, d.h. zu je 1/4, ein», hielt August von Finck sen. fest. Da gab es zwar noch eine Tochter aus erster Ehe, aber Frauen gelten in der Dynastie nicht als geschäftsfähig. Der Erblasser, in

zweiter Ehe mit einer Ärztin verheiratet, schrieb dazu nur: «Meine Tochter (?) Lore von Rücker, jetzt verehelichte Grziwa, hat mit mir unter dem 22. November / 4. Dezember 1961 einen notariellen Erbteil- und Pflichtteilverzichtvertrag abgeschlossen.» Und zu den beiden Söhnen aus zweiter Ehe, damals zwanzig- und fünfzehnjährig, merkte er an: «Soweit es sich um Gerhard und Helmut handelt, sollen diese jedoch nur Vorerben sein [...]. Nacherben sollen beim Tode des Vorerben seine männlichen blutmässigen ehelichen Abkömmlinge – unter sich zu gleichen Teilen – sein.»

Dazu sollten die drei Testamentsvollstreckter bei den beiden jüngeren Söhnen das Erbe und auch die Einkünfte bis zum 28. Geburtstag hüten sowie für eine gute Ausbildung der Jünglinge sorgen. Und über die Geschäftsanteile der von-finckschen Verwaltungsgesellschaft mbH sollten sie gar bis zum «Ablauf von 15 Jahren nach meinem Tode» wachen.

«Ich war die letzte Hoffnung meines Vaters», erzählt Helmut von Finck. 1942 trennte sich August von Finck senior von seiner Frau Margot von Rücker und pflegte nach der zweiten Heirat keinen Kontakt mehr zu seiner ersten Familie. Die beiden Söhne Wilhelm und August stiegen zwar in die Münchner Privatbank Merck Finck & Co. des Vaters ein, brachten es aber nicht zu seiner Anerkennung. Und Gerhard, der ältere Sohn aus zweiter Ehe, verlor die Achtung des Vaters, als es in einer Firma, die er führte, zu Unregelmässigkeiten kam. Am 23. März 1978 schrieb August von Finck senior, seine letztwillige Verfügung in Bezug auf Gerhard ergänzend: «1.) Ich schliesse meinen Sohn von der Erbfolge nach mir aus. 2.) Ich entziehe ihm den Pflichtteil, weil er gegen meinen Willen einen ehrlosen Lebenswandel führt.»

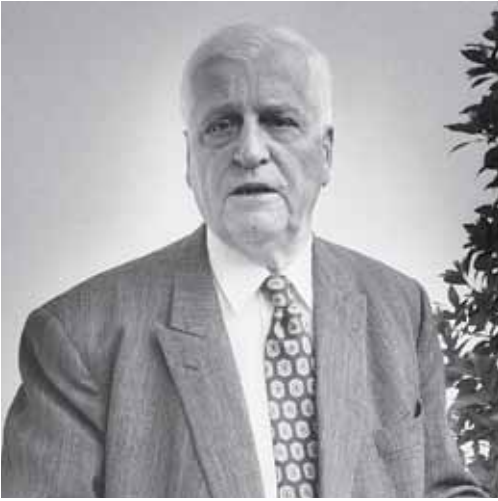
Zwischen Guru und Psychologen

Der Jüngste genoss zwar in der Kindheit das Wohlwollen des Vaters, der bei seiner Geburt sechzig war. Helmut von Finck erinnert sich, wie ihn der Patriarch jeweils morgens in die Schule brachte, im VW, weil der Diener einen Audi fuhr und das Oberhaupt gemäss Familientradition keinen besseren Wagen fahren durfte. Aber auch die letzte Hoffnung verlor die Gunst, als die Schulleistungen nicht genügten; nach dem zwölften Geburtstag sprach der Vater nicht mehr mit dem jüngsten Sohn. «Wir assen zwar zusammen, redeten aber nicht miteinander», erinnert sich Helmut von Finck. «Das war seelische Grausamkeit. Die menschliche Ebene fehlte völlig, mein Vater lebte seine Gefühle in der Kunst und der Natur aus.»

Der Jüngling suchte mangels Familie den Halt und das Heil anderswo; er weilte bei Bhagwan in Indien, als am 22. April 1980 der Vater am Geschäftspult starb. Danach stürzte er völlig in Drogen und Depression, in Grup-



Germanisten-Flohmarkt



Tod im Büro: August von Finck sen., 1974.

pensex und Therapien ab, «als Spielball zwischen Guru und Psychologen». Unter dem Namen Swami Anand Nityo hauste er zeitweise mit drei anderen Bhagwan-Mönchen in einer Bretterbude in Oregon, wo die Sekte die Stadt Rajneeshpuram aufbauen wollte. Er ging in München, als persönlich haftender Gesellschafter der familieneigenen Privatbank, zum Entsetzen seiner Halbbrüder in den orangen Gewändern der Sektierer durch die Bankhallen. Und er sagte im Februar 1984 in einer Reportage der *Bild*-Zeitung über sein wildes Leben: «Ich habe genug vom Geld.»

Kampf ums nackte Überleben

Diese Botschaft vernahmen Wilhelm und August von Finck wohl. Sie bestellten ihren Halbbruder am 14. Februar 1985 zum Notar, ohne jeglichen Beistand. Zwei der drei Testamentsvollstrecker spannten mit den älteren Brüdern zusammen, der dritte – als einzige Bezugsperson –, der mit einer Halbschwester von Helmut verheiratete damalige BMW- und



Schlossherr: August von Finck jun., 2008.

spätere ABB-Manager Eberhard von Koerber, weilte in Südafrika. Helmut von Finck bekam eine 27-seitige Vereinbarung vorgelegt und unterschrieb sie, ohne sie richtig durchzulesen: Er trat den beiden Halbbrüdern seinen Erbteil für eine «einmalige endgültige Zahlung in Höhe von 65 000 000.– DM» ab. Danach sagte er seiner Freundin: «Ich bin froh, dass ich nie mehr etwas unterschreiben muss.»

Lässt sich dieses miserable Geschäft rückgängig machen? Helmut von Finck bemüht sich darum, vor allem seinem Sohn Nino zuzuliebe. «Es ist schwierig, noch mal richtigzuebiegen, was vor dreissig Jahren falsch lief», weiss er. «Ich kämpfte damals um das blanke Überleben; ich bin froh, dass ich mich nicht umbrachte.» Danach kriegte er sein Leben in den Griff. 1989 stieg er in die Zucht von Rennpferden ein, 2000 kaufte er, zumal sich im Raum München nichts fand, das Gestüt Wiedingen in der Lüneburger Heide. Und seiner wilden Vergangenheit stellt er sich jetzt auch vor den Schranken.

War Helmut von Finck am 14. Februar 1985 bei Sinnen? Zu dieser Frage hörte das Landgericht im letzten Jahr an sieben Prozesstagen Zeugen an, bis hin zum Kellner seines Stammlokals, der für ihn die Drogen beschaffte, vor allem Kokain, das eine Botin aus Stuttgart in einer Eiform brachte, die sie in ihrer Vagina versteckte. «Ich erinnere mich noch genau an die Nacht, in der Helmut beim Würfeln 140 000 D-Mark verlor», erzählte der Dealer dem Gericht. «Es war zwei Uhr nachts, und er sass und schaute, als wäre nichts passiert.»

Schlaflose Nächte

Beim Zusammenleben, berichtete die Ex-Frau von Helmut und Mutter von Nino, habe sie festgestellt, dass er «eigentlich nie so richtig bei Bewusstsein» war: «Er konnte wohl nicht in der Realität leben.» Nach den allnächtlichen Partys stand er mittags auf: «Dann war er immer depressiv, nach dem Motto: Jetzt stürze ich mich aus dem Fenster.» Das bestätigte der Psychiater: «Die Sitzungen waren problematisch, da zu-

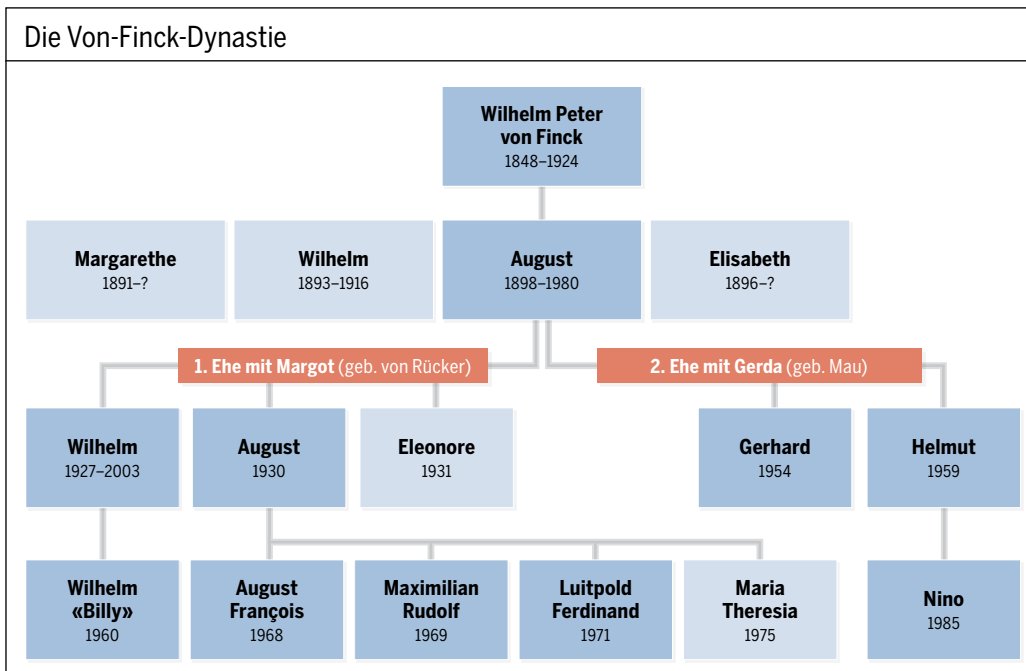
«Dann war er immer depressiv, nach dem Motto: Jetzt stürze ich mich aus dem Fenster.»

mindest zum Anfang eine Kommunikation mit ihm schwierig war. Er hat vor sich hin gestiert und mitunter in vierzig Minuten nur einen Satz wie «Scheissleben» oder andere derbe Ausdrücke von sich gegeben.» Auf eine Behandlung mit Psychopharmaka habe er verzichtet, sagte der Arzt auf die Frage des Gutachters: «Ich war der Meinung, er war bereits toxisch genug belastet.»

Genügt dies, um ein Milliardenvermögen neu zu verteilen, von Schloss Weinfelden bis hin zur Beteiligung am Warenprüfkonzern SGS? Das Gutachten von Professor Henning Sass soll bis im Frühling vorliegen, dann nimmt sich das Gericht der beiden anderen Fragen an: einerseits die allfällige Sittenwidrigkeit des Geschäfts am 14. Februar 1985, andererseits die mögliche Enterbung von August von Finck, dem heutigen Schlossherrn in Weinfelden.

Zu beiden Fragen muss das Landgericht München keine Beweise mehr erheben, denn der Bundesgerichtshof in Karlsruhe hat sich dazu bereits geäussert. Und was er in seinem Urteil von 2009 beiläufig zur Enterbung sagte, dürfte August von Finck schlaflose Nächte bereiten.

Lesen Sie nächste Woche: Wie August von Finck jun. sein Erbe in Deutschland aufgab und damit gegen den letzten Willen seines Vaters versties.



Schawinskis Grounding

Der Ausraster von Roger Schawinski in der Sendung mit Andreas Thiel ist mehr als bloss ein harmloser Eklat. Er bedeutet einen Wendepunkt in der Biografie des Medienpioniers: Seine Methode ist endgültig entlarvt – und damit am Ende. Das ist kein Grund zur Schadenfreude. *Von Rico Bandle*

Es war ein Moment skurriler Erniedrigung. In völliger Verzweiflung sagte Roger Schawinski: «Ich habe noch ein paar andere Bücher gelesen, von denen du nicht einmal gehört hast.» Später doppelte er noch nach: «Ich habe das Alte Testament gelesen, das Neue Testament und alle Bücher von Max Frisch.» Nur eben das entscheidende Buch, über das gesprochen wurde, hatte er nicht gelesen: den Koran.

Roger Schawinski, zweifellos einer der begnadetsten Talkmaster des Landes, sass entblösst da, ihm gegenüber der Komiker Andreas Thiel mit seiner Punkfrisur, der alle Angriffe mit buddhistischer Gelassenheit über sich ergehen liess – und vor allem: das altbewährte System Schawinski von Anfang an sabotierte. Das begann schon mit der ersten Frage: «Wer bist du?», auf die Thiel antwortete: «Ich bin der Andreas. Und wer bist du?» Thiel entlarvte durch seine Verweigerungshaltung wie selten jemand zuvor Schawinskis legendäre Interviewtechnik: Bevor man auf das eigentliche Thema zu sprechen kommt, schüchtert man seinen Gegner ein, macht ihn klein, kratzt an seiner Glaubwürdigkeit. Bei Thiel bedeutete das: Der Moderator machte sich über einen zwanzig Jahre alten Theaterauftritt seines Gastes lustig, zeigte kurze Ausschnitte aus dessen Bühnenprogramm, die Thiel als schlechten Komiker denunzieren sollten, und blendete ein Zitat ein, das, völlig aus dem Zusammenhang gerissen, Schawinski als «übelsten Rassismus, etwas vom Allerschlimmsten, was ich je gelesen habe» kommentierte.

Über viele Jahre funktionierte diese Technik hervorragend, hatte sogar Kultstatus erlangt in der hiesigen Medienszene. Schawinski war der Underdog, der im Geschäftsleben tapfer gegen eine übermächtige SRG ankämpfte und als Interviewer in einer bewundernswerten Unverschämtheit seinen Gästen jene Fragen stellte, die sich sonst niemand zu stellen wagte. Egal, ob über Sex oder Politik. Schawinski lebte von der David-gegen-Goliath-Attitüde, die ihm die Sympathien des Publikums sicherte: Da war der Kleine, der keine Angst vor den Grossen hatte.

Mittlerweile gehört Schawinski selbst zum Establishment, ist mit den Mächtigen im Lande auf Du und Du und hat eine Talksendung bei der staatsnahen SRG, die er einst so heftig bekämpfte. Wenn er mit seiner rhetorischen Dampfwalze auf seine Gäste losgeht und deren moralische Integrität ebenso anzweifelt, wie er die eigene überhöht, so solidarisiert sich die

Mehrheit des Publikums mittlerweile nicht mehr mit ihm, sondern mit seinem Gegenüber. Bei der Thiel-Sendung kam dies besonders stark zum Ausdruck. In den überquellenden Leserforen der Onlinemedien waren neunzig Prozent der Wortmeldungen gegen den Talker gerichtet; selbst Leute, die mit Thiels Koran-Kritik überhaupt nicht einverstanden waren, stellten sich auf die Seite des Komikers. Dies hat den narzisstischen Medienunternehmer weit mehr gekränkt als der unbequeme Gast: der Entzug der Liebe des Publikums.

Letzter Akt der Verzweiflung

Dass er den Kampf um die Gunst der Zuschauer verloren hat, schien Schawinski schon während der Sendung zu spüren. Immer ungehaltener wirkte er, wenn Thiel seine Suggestivfragen und Beleidigungen («Du bist ein aufgeblasener Typ, der irgendwelchen Stuss erzählt») an sich abprallen liess.

Zwar kam es in der Vergangenheit immer wieder mal vor, dass Gäste Schawinskis Provokationen ähnlich wie Thiel ignorierten und den Moderator damit zur Weissglut brachten, nie jedoch in diesem Ausmass. Die Sendung vom 15. Dezember 2014 bedeutet einen Wendepunkt in Schawinskis Biografie. Für jeden Gast ist nun endgültig klar, wie dem Moderator beizukommen ist. Schawinski scheint sich

dessen voll bewusst zu sein. Deshalb die Beschimpfung Thiels nach der Sendung («Du Arschloch»), deshalb das unsouveräne Nachtreten in der *Sonntagszeitung*, wo er Thiel als «klaren Rassisten» sowie «Gaukler und Falschspieler» bezeichnete. Vor allem aber kündete er an, keine allzu kontroversen Gäste mehr einzuladen. Seine Sendung mag zwar noch eine Zeitlang weiterbestehen, sie wird aber nicht mehr dieselbe sein: Ein Krawall-Talker ohne kontroverse Gäste ist wie eine Rockband ohne Stromgitarre.

Schadenfreude über diesen Ausgang ist fehl am Platz. In der immer steriler werdenden Fernsehlandschaft, in der jede Diskussion auf Konsens angelegt ist, jeder emotionale Ausbruch unterdrückt wird, Rauch und Alkohol aus den Sendungen verbannt wurden, war Schawinski ein Lichtblick. Hier konnte ein Gespräch einmal ausarten, hier waren die Interviews noch nicht von PR-Beratern geprägt, die ihren Klienten jegliche Ecken und Kanten abschleifen.

Schawinski versucht die Schuld für den Eklat Thiel anzulasten, indem er ihm absurderweise Antisemitismus vorwirft. Es ist ein letzter Akt der Verzweiflung. Dass die Methode Schawinski auf Grund lief, liegt nicht an angeblich «extremen Gästen», sondern allein an Schawinski selbst. ○



Rockstar ohne Stromgitarre: SRF-Moderator Schawinski.

Belogen, betrogen und beschimpft

Bei den Pegida-Demonstrationen in Deutschland entlädt sich kein Rassismus, sondern lange aufgetauter Unmut über die selbstherrliche Politik der etablierten Parteien.

Das Ideal der Demonstranten: mehr direkte Demokratie nach Schweizer Art. *Von Wolfgang Koydl*

Die deutsche Bundeskanzlerin dürfte bei den Männern und Frauen, die sich abermals bei eisigem Schneeregen in Dresden versammelt haben, wohl auf Dauer unten durch sein. Immerhin hatte sie «Vorurteile, Kälte und sogar Hass» in den Herzen der Demonstranten entdeckt. Die Schweizer Bundespräsidentin hingegen könnte wahrscheinlich höchste Popularitätswerte bei ihnen erzielen, wenn diese wüssten, was sie bei ihrer Neujahrsansprache sagte. Denn Simonetta Sommaruga lobte ausdrücklich, was sich die Anhänger der als rechts abgestempelten Pegida-Bewegung wünschen: mehr Macht den Bürgern, weniger Einfluss für die Parteien.

«Ihr Schweizer wisst ja gar nicht, wie gut ihr es habt», seufzt Wolfgang. Der Mittvierziger ist aus dem nahen Bautzen in die sächsische Landeshauptstadt zum elften sogenannten Pegida-Spaziergang angereist. «Wir geben unsere Stimme alle vier Jahre gewissermassen an der Garderobe ab. Dann machen die Politiker damit, was sie wollen. Aber ihr Schweizer dürft euren Politikern auch zwischendurch die Hammelbeine langziehen.» Resigniert deutet er auf ein handgeschriebenes Transparent, das in den Nachthimmel gereckt wird. «Volksentscheid» steht darauf, und darunter stehen die Themen, bei denen das Volk gerne mitreden würde: «Nato, Asylrecht, EU».

Ersetzt man Nato durch Neutralität, sind dies Themen, welche auch die Schweiz bewegen – nur mit dem Unterschied, dass die Schweizerinnen und Schweizer eben auch diese Themen durch ihre Entscheide mitbestimmen können. Wann immer sich die Pegida-Bewegung trifft, ist daher stets unterschwellig die Sehnsucht nach Schweizer Politmethoden vorhanden – so, wie man sie in Deutschland versteht. In dem neunzehn Punkte umfassenden Positionspapier der Bürgerbewegung taucht die Schweiz gleich dreimal auf – als Vorbild bei Asylverfahren, Zuwanderung und Bürgerentscheiden.

Pegida ist das knackig klingende Akronym, hinter dem sich der gestelzte und schwülstige Name «Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes» verbirgt. Angeblich dachte man zunächst an «freie Europäer», aber Fregida wollte man dann doch nicht heissen. Inzwischen hat man erkannt, dass die Zuspitzung auf den Islam im Namen dem breiten Anspruch der Unternehmung nicht gerecht wird (und ausserdem Kritikern eine famose Angriffsfläche bietet). Denn den Menschen geht es um sehr viel mehr als Islami-

sierung und Migration. Sie eint ein allgemeines Unbehagen an der Politik und den anderen etablierten gesellschaftlichen Kräften – allen voran den Medien –, von denen man sich mindestens unverstanden, meist aber total verraten fühlt.

Alexander ist einer von ihnen. Als Taxifahrer chauffiert er vorzugsweise Touristen zu Zwinger, Frauenkirche und Semperoper. Wie die meisten Männer und Frauen hier hat er vorher noch nie an einer Demonstration teilgenommen. «So was», sagt er und kräuselt die Nase, «haben doch nur die Linken gemacht.»

Anders als bei den Linken bleibt man hier auch im Demonstrationszug gut deutsch beim förmlichen Sie, wenngleich ohne den Nachnamen preiszugeben. «Feind hört mit», grinst Alexander. Er meint Journalisten der sogenannten Mainstream-Medien, auf die man nicht gut zu sprechen ist und mit denen man auch nicht spricht. «Lügenpresse, Lügenpresse», wird beim Anblick jedes Kamerteams skandiert.

Bei Pegida demonstriert Alexander schon das fünfte Mal, «denn irgendwann mal hatte ich die Nase voll». Er fühlt sich verraten, und



«Die Menschen draussen im Land»: Pegida-Demonstration am 22. Dezember 2014 vor der Semper-

zwar ausgerechnet von jener Partei, die er sein Leben lang gewählt hat – der CDU. «Ich habe sie beim letzten Mal noch gewählt, weil ich die SPD nicht an der Regierung haben wollte», sagt er. Doch genau das bekam er: die grosse Koalition aus CDU und SPD. «Die war wohl in den Augen der Kanzlerin ebenso alternativlos wie die Euro-Rettung», meint er mit einem matten Lächeln.

«Das war doch nur ein Gekungel»

Eine direkte Folge dieser Elefantenhochzeit war unter anderem die Einführung eines bundesweit geltenden einheitlichen gesetzlichen Mindestlohns. Dies war ein Leib- und Magen-anliegen der Sozialdemokraten seit Jahrzehnten, und ausgerechnet eine christdemokratische Kanzlerin erfüllte ihnen diesen Herzenswunsch. «Der Mindestlohn gilt seit vorgestern, und ich weiss jetzt nicht, ob ich im März noch einen Job habe. Denn ich bezweifle, dass mein Chef allen Fahrern unabhängig vom

Umsatz 8,50 Euro in der Stunde zahlen kann», meint Alexander bitter. «Und dann wundern die sich in Berlin, dass das Vertrauen in die Politik erschüttert ist.»

Simone mischt sich ein. Die zierliche Rentnerin ist gebürtige Dresdnerin und kann eine gewisse DDR-Nostalgie nicht verleugnen. Seit der Wende hat sie aber zuverlässig bei jeder Wahl ihr Kreuz bei den Christdemokraten gemacht – unter anderem deshalb, weil ihr der schärfere Kurs der Union bei den Themen Flüchtlingspolitik und Zuwanderung besser gefiel. Dass ausgerechnet ihre Partei jetzt ihr und dem Land die doppelte Staatsbürgerschaft für Ausländer bescherte, welche CDU und CSU jahrelang als Verrat an ihren Grundwerten bekämpft hatten, das hat sie noch lange nicht verwunden. «Das war doch nur ein Gekungel», schimpft sie. «Der [CSU-Vorsitzende Horst] Seehofer wollte seine blöde Maut durchboxen und hat dafür die doppelte Staatsbürgerschaft geschluckt.»

Es ist unübersehbar, dass die Mehrzahl dieser unerprobten Demonstranten ehemalige Wähler der Union sind – Mittelständler, Handwerker, Angestellte. Wahrscheinlich hatte der von Angela Merkel als Innenminister geschasste CSU-Politiker Hans-Peter Friedrich doch recht, als er vor kurzem dem politischen Linksschwenk der Kanzlerin hin in eine beliebige, verwaschene Mitte die Schuld am Entstehen von Pegida gab. Das sei ein «verheerender Fehler» gewesen, rüffelte er die Regierungschefin. Traditionelle Wähler der Union fühlten sich dort nicht mehr zu Hause.

Alle Altersgruppen sind auf den Pegida-Treffen vertreten – von der jungen Familie bis hin zum Pensionär. Es sind Bürger, Kleinbürger und, ja, vermutlich auch Spiessbürger. Hier geht der abschätzig so genannte kleine Mann auf die Strasse, der von der Berliner Politik gerne unter dem Begriff «die Menschen draussen im Lande» subsummiert wird. Deshalb sind es kleinbürgerliche Anliegen, die sie vertreten. Es sind Leute, für die ein Urlaub in der Türkei und eine Pizza nach Feierabend als Multikulti genügen.

Darüber kann man die Nase rümpfen, aber wie Alexander Grau vom Magazin *Cicero* schrieb, gibt es auch «ein Recht auf ein Weltbild, das in progressiv-linken Milieus als spießig empfunden» würde. «Es gibt ein Recht, angeblich kleinbürgerliche oder provinzielle Anliegen zu artikulieren.» Mit Rechtsextremismus oder mit Neonazitum hat das nichts zu tun. So verschwinden auch die paar Hooligans und Rechtsradikalen auf der Kundgebung in der bürgerlichen Masse. Sobald sie versuchen, eigene Transparente zu entfalten, werden sie von Ordnern daran gehindert. Unter den Fahnen überwiegt das deutsche Schwarz-Rot-Gold, aber auch sächsische oder bayerische Banner sind zu sehen sowie die Flaggen von Städten und Gemeinden. Es erinnert ein wenig an Schweizer Ortseinfahrten, wo Schweizerkreuz, Kantons- und Gemeindefahne einträchtig nebeneinander stehen.

Spross einer Wurstdynastie

Am 20. Oktober hatte sich zum ersten Mal ein kleines Grüppchen von ein paar hundert Leuten unter dem Pegida-Banner zu einem «Spaziergang» getroffen, zusammengetrommelt auf einer Facebook-Seite. Diese erste Demo richtete sich gegen Waffenlieferungen an die kurdische Separatistenorganisation PKK. Der Auslöser für die Gründung von Pegida, so berichtete es jedenfalls ihr Initiator Lutz Bachmann, seien die blutigen Strassenschlachten gewesen, die sich gewalttätige islamistische Salafisten und kommunistische Kurden Anfang Oktober in Hamburg geliefert hatten.

Mit einem im Rotlichtmilieu angesammelten Vorstrafenkatalog, dem er sich zwischenzeitlich durch eine Flucht nach Südafrika entzog, ist der 41-jährige Bachmann eine schillernde



oper in Dresden.



Überrollt von der Dynamik: Lutz Bachmann.



«Mit den Bürgern reden»: Frauke Petry.



Allgemeines Unbehagen: Polizisten mit Helm, Pegida-Gegner mit Schirm am 5. Januar in Berlin.

Figur. Andererseits hat er inzwischen alle Strafen verbüsst und ist nicht mehr rückfällig geworden. Kontakte zur rechten Neonazi-Szene sind nicht bekannt, dafür hat die sächsische Lokalpresse eruiert, dass er einer angesehenen Dresdner Würstdynastie entstammt, die hundert Jahre lang einen Bratwurststand auf dem von den Einwohnern heissgeliebten Striezelmarkt betrieb.

Vermutlich wurden Bachmann und seine Handvoll Mitstreiter selber überrollt von der Dynamik, die ihre Facebook-Aktion gewann. Von Montag zu Montag schwoll die Zahl der Demonstranten an. Es bildeten sich Ableger in anderen Städten, die jedoch bei weitem nicht so viel Zulauf haben wie das Dresdner Original. In München oder Köln nahmen mehr Menschen an Gegendemonstrationen teil. In Dresden aber waren es beim letzten Treffen vor Weihnachten 17 500 Menschen. Daher war die Spannung gross, ob sich der Aufwärtstrend nach der Weihnachtspause im neuen Jahr fortsetzen würde. «Hauptsache, wir werden nicht weniger», sorgte sich Wolfgang und fuhr mit einem Rückgriff aufs Englische fort: «Wir dürfen das Momentum nicht verlieren.»

Einhellige Verurteilung

Das war dann nicht der Fall, denn zur elften Pegida-Kundgebung Anfang Januar erschienen 18 000 Demonstranten. Das ist ein wenig mehr als beim letzten Mal und eine recht ordentliche Zahl. Aber sie ist nicht wirklich überwältigend in einer Stadt mit einer halben Million Einwohnern, und schon gar nicht in einem Achtzig-Millionen-Staat. Umso erstaunlicher mutet es an, welch geballte Kritik, ja welch Hass und Verachtung den Pegidisten aus allen Sektoren des öffentlichen und gesellschaftlichen

Lebens in Deutschland entgegenschwappen. Weder die RAF-Terroristen der siebziger Jahre noch die Salafisten-Umtriebe im vergangenen Jahr haben eine derart einhellige Verurteilung ausgelöst wie die stets friedlich und ordentlich ablaufenden Bürgerproteste.

Alle im Bundestag vertretenen Parteien verurteilten Pegida. SPD-Justizminister Heiko Maas bezeichnete die Demonstrationen als eine «Schande für Deutschland», Bundespräsident Joachim Gauck nannte die stets gesittet auftretenden Bürgerprotestler «Brandstifter» und «Chaoten», Grünen-Chef Cem Özdemir bediente sich in den unteren Schubladen des Nazi-Vokabulars und sprach vom «weinerlichen Gesülze» einer «Mischpoche». Bei so viel Einigkeit mochten die Glaubensgemeinschaften nicht abseitsstehen. Kardinal Reinhard Marx verbot Katholiken die Teilnahme an Pegida-Aktionen, sein protestantisches Pendant, EKD-Präsident Heinrich Bedford-Strohm, sah in den Verteidigern des Abendlandes das «genaue Gegenteil von Christentum», und die Zentralräte von Juden und Muslimen warnten fast wortgleich vor der rassistischen Gefahr, auch Arbeitgeberpräsident Ingo Kramer rang die Hände. «Nie zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik wurde der Souverän (das Volk) in einer solchen Weise von den Etablierten in Parteien, Medien und Verbänden beschimpft», schrieb die Zeitschrift *Cicero*.

Es schlug die grosse Stunde des Anstands, der in Deutschland beschworen wird, wenn man den Gegner moralisch diskreditieren will. So forderte alt Bundeskanzler Gerhard Schröder einen «Aufstand der Anständigen» gegen die demnach wohl unanständigen Pegida-Mitläufer. Vizekanzler Sigmar Gabriel wiederum rümpfte gleichsam die Nase, als er sagte: «An-

ständige Leute laufen solchen Typen nicht hinterher.» Als dann auch noch Angela Merkel in ihrer Neujahrsansprache – mithin dem einzigen Anlass im Jahr, zu dem sie sich direkt an die Bevölkerung wendet – Pegida direkt attackierte, schienen alle Dämme gebrochen: Feuer frei auf die vermeintlichen Rassisten. Dabei ist es unerheblich, dass Pegida laut eigenem Positionspapier alle Kriegsflüchtlinge sowie politisch und religiös verfolgte Menschen aufnehmen und sie unter menschenwürdigen Bedingungen unterbringen und so rasch wie möglich in die Gesellschaft eingliedern will.

Wie aber erklärt sich die fast schon panisch anmutende Reaktion der etablierten Parteien, bis hin zur Regierungschefin? Es ist die nackte Angst, vermuten viele, und eine von ihnen ist Frauke Petry. Die quirlige junge Frau mit dem knabenhaften Kurzhaarschnitt dürfte derzeit die meistgefragte Politikerin in Deutschland sein. Ihr Pressesprecher jedenfalls hat seit Tagen alle Hände voll zu tun, um die Anfragen von Dutzenden von TV-Sendern und Zeitungsredaktionen abzuwimmeln, die mit Petry sprechen wollen.

Das Interesse hat freilich nichts mit ihrer Position als Fraktionschefin der eurokritischen Partei Alternative für Deutschland (AfD) im sächsischen Landtag zu tun. Vielmehr elektrisierte sie die Öffentlichkeit mit ihrer Ankündigung, dass sie und ihre Fraktionskollegen die Organisatoren von Pegida in ihrem Büro im Landtag zu einem Meinungsaustausch willkommen heissen wolle. Dafür hat sie viel Prügel bekommen, von den Medien, aber auch von der eigenen Partei, die seit Wochen darüber streitet, wie weit man sich von der politischen Mitte nach rechts entfernen solle.

Angst vor den Bürgern

Petrys Haltung in dieser Frage ist eindeutig: «Wir haben als gewählte Politiker die Pflicht, mit den Bürgern zu reden, zumal dann, wenn sie seit Wochen in ständig zunehmender Zahl auf die Strasse gehen», sagt sie in ihrem karg eingerichteten Landtagsbüro. Aber hat denn auch die Kanzlerin Angst vor Pegida? Petry überlegt einen Augenblick. «Im Wendejahr 1989 hat Deutschland, auch Westdeutschland, begriffen, wie gefährlich die Strasse werden kann», meint sie im Hinblick auf die Montagsdemonstrationen in der ehemaligen DDR, die zum Sturz des SED-Regimes geführt hatten. «Frau Merkel wünscht sich eine marktkonforme Demokratie», fügt Petry hinzu. «In einer solchen Art der Demokratie sind Bürger, die Fragen stellen, hinderlich oder gefährlich.»

Es herrscht Angst in Deutschland – die Angst der Bürger vor der Zukunft und die Angst der Politiker vor dem Bürger. Beide Ängste sind begründet. Nach jüngsten Umfragen zeigen drei Viertel der Bundesbürger Verständnis für die Anliegen von Pegida. Es ist eine grosse schweigende Mehrheit. Noch bleibt sie zu Hause. ○

Blinde Flecken

Von Thilo Sarrazin — Angela Merkel führt gerne Debatten, indem sie ihnen ausweicht. Ihre Reaktion auf die Pegida-Bewegung ist ein weiteres Beispiel dafür.



Lange hatte Angela Merkel zu den Dresdener Montagsdemonstrationen von Pegida – Abkürzung für «Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes» – geschwiegen. Deren

Teilnehmerzahl war seit dem Beginn im Oktober Woche für Woche gestiegen und hatte zuletzt, am 22. Dezember, zirka 20 000 betragen.

Eine heisse Mediendebatte war darum entbrannt, ob es sich bei den Teilnehmern eher um verunsicherte Bürger handele, deren Sorgen man ernst nehmen müsse, oder um verstockte Rassisten und Fremdenfeinde, mit denen jeder Dialog abzulehnen sei. In dieser Frage war die Meinung der Medien geteilt. Zu neunzig Prozent einig waren sich die Journalisten aber bei der Einschätzung, dass die Sorgen der Demonstranten unbegründet und ihre Forderungen unsinnig seien. Teils seien diese unerfüllbar, weil sie gegen Europa-, Verfassungs- oder -Menschenrecht verstießen, teils seien sie aber auch gegenstandslos, weil sie längst erfüllt seien. Nach nahezu einhelliger Medienmeinung leben wir also, was den Umgang mit Einwanderung betrifft, in Deutschland nahezu in der besten aller Welten.

Merkels bemerkenswerte Wortwahl

So sehen das die Medien und mit ihnen die meisten Politiker der etablierten Parteien. Die Bevölkerung aber ist in der Frage gespalten: Nach aktuellen Umfragen haben 53 Prozent der Ostdeutschen und 54 Prozent der Westdeutschen Verständnis für die Demonstrationen (Emnid für den Sender N24); 65 Prozent meinen, die Regierungspolitik gehe nicht ausreichend auf ihre Sorgen um Zuwanderung und Flüchtlingspolitik ein, und 34 Prozent fürchten eine zunehmende Islamisierung in Deutschland (TNS-Marktforschung für den Spiegel).

Angela Merkel bestreitet gerne Debatten, indem sie ihnen ausweicht (die im Herbst 2010 durch mein Buch «Deutschland schafft sich ab» ausgelöste Debatte nannte sie damals «nicht hilfreich» und lehnte seine Lektüre öffentlich ab). Jetzt dagegen entschied sie sich nach langem Schweigen für die Offensive und forderte in ihrer Neujahrsansprache die Bürger auf, nicht zu den Pegida-Demonstrationen zu gehen. Jene, die dazu aufriefen, hätten zu oft Vorurteile, Käl-

te, ja sogar Hass in ihren Herzen. Inhaltlich sagte sie zu den Forderungen nichts, Einwanderung bezeichnete sie als einen Gewinn für uns alle.

Viele Jahrzehnte hatte für die Union die Forderung von Franz Josef Strauss gegolten, dass rechts von ihr kein Platz für eine demokratische Partei sein dürfe. Diesen Grundsatz hat Angela Merkel offenbar aufgegeben. Immerhin haben 54 Prozent der Anhänger der Union und 46 Prozent der Anhänger der SPD für die Forderungen von Pegida Verständnis, bei der Alternative für Deutschland (AfD) sogar 86 Prozent (Emnid). Mit ihrer klaren Abgrenzung lässt Angela Merkel rechts von der Union eine offene Flanke, grösser als ein Scheunentor. Das heisst, dass sie sich mit einer dauerhaften Existenz der AfD längst abgefunden hat und nach ihrer Meinung die Union lieber mit der SPD und den Grünen um die Stimmen der linken Mitte in Wettbewerb treten soll. Verschiebungen in der Positionierung sind das Recht einer jeden Partei und Ausdruck eines natürlichen Wandels.

Bemerkenswert ist jedoch Angela Merkels Wortwahl:

— Wer «Vorurteile, Kälte, ja sogar Hass im Herzen» hat, ist im Zweifel ein schlechter Mensch. Die politische Botschaft aus dem amtlichen Mund der Bundeskanzlerin lautet also: Rechts von der Union sammeln sich vorwiegend schlechte Menschen, und die Anführer



«Vorurteile, Kälte»: Kanzlerin Merkel.

dort sind es allemal. So kann man Bürger einschüchtern und bedrohen, während gleichzeitig der Verfassungsschutz des Landes Sachsen verlauten lässt, dass sich unter den politischen Forderungen der Pegida nichts Verfassungsfeindliches entdecken lässt.

— Die Behauptung «Einwanderung ist ein Gewinn für uns alle» hebt Angela Merkels Strategie der Diskussionsverweigerung auf ein neues Niveau. Natürlich weiss jeder, dass Einwanderung nur dann ein Gewinn ist, wenn die Richtigen einwandern und sich entsprechend integrieren. Die Diskussion sollte ja gerade darum gehen, wer die Richtigen sind und wie man die Falschen aus dem Lande hält. Darüber möchte aber die amtliche Politik nicht reden, denn das wäre ihr Offenbarungseid. Deshalb nimmt die Bundeskanzlerin Zuflucht zu einer pauschalen und auch sachlich falschen Formel.

Ähnlich war Angela Merkel auf dem Höhepunkt der Euro-Krise verfahren, als sie den Satz erfand: «Scheitert der Euro, dann scheitert Europa.» Damit vermischte sie etwas Akzidentelles, nämlich das ungewisse Schicksal einer erst zwanzig Jahre alten Gemeinschaftswährung, mit etwas Fundamentalem, nämlich dem künftigen Schicksal der europäischen Völker.

Von den Umständen getrieben

Beides, Einwanderung und Euro, lässt sich nicht in ein simples Ja-Nein-Schema pressen.

In beidem ist die deutsche Politik nach anfänglichen Grundirrtümern in erster Linie die Getriebene der Umstände, und es ist auch nicht annähernd erkennbar, wo man genau langfristig hin will. Bei den beiden grossen Reformen des vergangenen Jahres – der Einführung des Mindestlohnes und der Absenkung des Rentenalters – hat man schon gleich auf die langfristige Perspektive verzichtet und gegenteiligen Expertenrat grosszügig in den Wind geschlagen.

Es gibt eigentlich nur ein Gebiet, bei dem die deutsche Politik die langfristige Zukunft fest im Auge hat: Sie möchte das Weltklima retten, indem sie bis 2050 den CO₂-Ausstoss in Deutschland um 75 Prozent beziehungsweise 700 Mio. Tonnen senkt. Allerdings ist bisher noch nicht klar, wie das konkret funktionieren soll. Auch wäre es mit Kernkraft leichter gewesen als ohne. Aber selbst wenn es funktioniert, ist noch nicht klar, wie man damit das Weltklima retten kann, denn am CO₂-Ausstoss der Welt hat Deutschland nur einen Anteil von 2 Prozent. Und selbst wenn der Gesamtausstoss von Deutschland auf null sänke, könnte man damit nur den weltweiten Zuwachs von einem Jahr ausgleichen.

Es ist ein bisschen paradox und gleichwohl richtig: Auf verquere Weise passen die blinden Flecken der deutschen Politik bei Einwanderung, Euro und Rente ganz gut zum langfristigen Klimaziel.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Die optimierte Frau

Der Trend zur perfekten Selbstinszenierung auf Facebook und Instagram lässt Frauen noch stärker auf ihr Äusseres achten. Die Schönheitschirurgie profitiert davon. Im Internet allerdings wächst auch der Widerstand gegen die neue Makellosigkeit. Von Melanie Mühl

Der Jugendliche von heute gilt vielen Erwachsenen als technologiebesessener Teenager, der seine Aufmerksamkeit am liebsten seinem Smartphone widmet. Ein Wort, das in diesem Zusammenhang häufig fällt, heisst Sucht. Das ist freilich Unsinn. Was gerne übersehen wird, ist, dass für Jugendliche das Smartphone in erster Linie ein Vernetzungswerkzeug darstellt, das ihnen über Instagram, Facebook, Twitter oder Whatsapp einen permanenten Kontakt zu ihrer Peergroup ermöglicht. Früher lief man nach der Schule sofort zum Telefon, um die beste Freundin, neben der man eben noch im Unterricht sass, anzurufen, was Eltern stets zu der Frage bewog, was zum Teufel man schon wieder zu bereden habe. Heute versendet man ein Dauerfeuer an Kurznachrichten auf verschiedenen Kanälen.

Danah Boyd, die ein kluges Buch über die vernetzte Jugend unter dem Titel «It's Complicated: The Social Lives of Networked Teens» verfasst hat, schreibt, dass das Online-Verhalten Jugendlicher in der Regel nichts mit Exzentrik zu tun habe, im Gegenteil: Es sei vollkommen normal. «Soziale Medien wie Facebook und Twitter stellen für Jugendliche neue Möglichkeiten dar, am öffentlichen Leben teilzuhaben, und genau das beunruhigt ängstliche Eltern mehr als irgendetwas sonst.» Noch nie war es für Jugendliche so einfach wie heute, sich eine eigene Welt zu schaffen, in die die Eltern meist keinerlei Einblick haben.

Alles stimmt

Das heisst freilich nicht, dass das Netz frei von Fallstricken wäre. Nehmen wir eine der beliebtesten Selbstvermarktungsplattformen: Instagram. Wer sich dort umsieht, dem fällt relativ schnell auf, wie professionell die Profile vieler Teenager daherkommen – offenbar kennen diese die Spielregeln einer perfekten Inszenierung ziemlich genau. Vermeintliche Schnappschüsse und Selfies wirken bisweilen wie das Ergebnis eines durchgeplanten Fotoshootings. Make-up, Haare, Klamotten, Licht, Gesichtsausdruck, Umgebung: Alles stimmt.

Laut einer Studie der American Academy of Facial Plastic and Reconstructive Surgery (AAFPRS) beschert die von Hollywoodstars ausgelöste Selbstfotografiemanie dem Markt der ästhetischen Chirurgie hübsche Zuwachsraten: Ein Drittel der befragten Ärzte gab an, dass vermehrt Patienten ästhetische Eingriffe vornehmen liessen, um in den sozialen Medien attraktiver zu erscheinen. «Soziale Plattformen wie Instagram,

Snapchat und die iPhone-App Selfie.im, die ausschliesslich auf Bildern basieren, zwingen die Patienten dazu, sich selbst wie unter einem Mikroskop zu betrachten, und das mit einem viel selbstkritischeren Auge als jemals zuvor», sagt Mediziner Edward Farris, Präsident der AAFPRS. «Diese Bilder sind oft der erste Eindruck, den besonders junge Menschen bei künftigen Freunden, Liebhabern und Arbeitgebern hinterlassen, und unsere Patienten wollen ihr schönstes Gesicht zeigen.» Seit kurzem ist eine App namens Skinneepix auf dem Markt, die ei-

Mädchen stellen selbstgedrehte Videos ins Netz, in denen sie dazu aufrufen, ihr Äusseres zu bewerten.

nen automatisch so aussehen lässt, als hätte man ein paar Kilogramm abgespeckt.

Wie ist es also, in eine Welt hineinzuwachsen, in der alles Markt ist, in der der Daumen nach oben zeigt oder nach unten? In der schon kleinen Mädchen suggeriert wird, nur wer schön sei, bringe es im Leben weit. Deren Leitspruch, wie Ariadne von Schirach es in ihrem Buch «Du sollst nicht funktionieren: Für eine neue Lebenskunst» formuliert hat, lautet: «Schau! Mich! An!» In der man, um in seiner Peergroup zu bestehen, ständig Selbstporträts im Netz postet und darauf bedacht sein muss, dass man auch auf jenen Fotos toll aussieht, die andere machen.



Eine gemeinsame Studie der Universität von Strathclyde, der Ohio University und der Universität von Iowa hat die Mediennutzung von 881 Studentinnen untersucht und nach den Folgen in Bezug auf Körperbilder und Essgewohnheiten gefragt. Die Wissenschaftler fanden heraus, dass je mehr Zeit die Frauen auf Facebook verbrachten, desto intensiver betrachteten sie sich selbst und hinterfragten ihr Äusseres. Und: Beim Ansehen anderer Fotos waren sie eher geneigt, sich weniger attraktiv zu fühlen – insbesondere jene Probandinnen, die schon vorher das Gefühl hatten, abnehmen zu müssen. Facebook-Konsum und Essstörungen stünden zwar in keinem Zusammenhang, trotzdem führe ein negatives Selbstbild allmählich auch zu einer ungesunden Einstellung zum Essen. Die Studie kommt zu dem Schluss, dass der Facebook-Konsum das Selbstbild noch negativer als traditionelle Medien beeinflussen kann. Im Gegensatz zu den gephotooten Bildern der Models kann das gepostete Foto der besten Freundin als Aufforderung zum Konkurrenzkampf verstanden werden. Nach dem Motto: Wer ist die Schönste im ganzen Land?

Dazu passt, dass schon seit einiger Zeit vor allem junge Mädchen selbstgedrehte Videos auf Youtube stellen, in denen sie dazu aufrufen, ihr Äusseres zu bewerten. Ihre Frage lautet: «Bin ich hübsch, oder bin ich hässlich?» Vermeintliche Gewissheit, was ihre Attraktivität und damit ihren aktuellen Marktwert betrifft, will auch Roswitha, dunkelhaarig, mittelgeseheitelt, schüchtern. Keine dreizehn Sekunden dauert das Video, die Kommentare reichen von «Recht hübsch» über «Naja, ein bisschen hübsch aber du musst deine Haare anders machen» bis «Hässlich».

Bis unter die Gürtellinie

Auf die Frage, was sich auf dem Gebiet der Schönheitschirurgie im vergangenen Jahrzehnt am meisten verändert hat, antwortete die in Zürich ansässige Schönheitschirurgin Cynthia Ann Wolfensberger mir einmal, dass eine gewisse Lockerheit im Hinblick auf Operationen um sich greife. Gerade junge Frauen, so ihre Erfahrung, hätten wenig Scheu, sich unters Messer zu legen – als sei ein chirurgischer Eingriff keine grosse Sache. Ein Trend der vergangenen Jahre sei die Schamlippenkorrektur. Existierte früher die Frage, wie die perfekte Schamlippe auszusehen hat (wie ein Brötchen), gar nicht, gewinnt sie heute immer stärker an Gewicht.



Scheinbare Schnappschüsse: Model Karlie Kloss mit Popstar Taylor Swift ...



... Beyoncé ...



... Ariana Grande ...



... Miley Cyrus; wie sich die Sängerinnen im Internet präsentieren.

Die Körperskripte schreibt die Pornoindustrie, mit deren Bildern Jugendliche durch das Internet früh in Berührung kommen, weshalb es wenig verwundert, dass es bereits für Mädchen normal ist, ihre Intimzone zu rasieren. Nur: Wie können Heranwachsende ein selbstbewusstes Körperbild und ein Gefühl für ihre Sexualität entwickeln, wenn selbst die Schamlippenform einer Norm unterliegt?

An dieser Stelle kommt wieder das Netz ins Spiel, dieses Mal allerdings als Gegenbewegung: Offenbar verspüren mehr und mehr Frauen den Wunsch, gegen das gängige Schönheitsideal Stellung zu beziehen und den absurden Schlankheits- und Vagina-Normen nicht weiter Vorbildcharakter zuzuschreiben. Mehr Realitätssinn statt Perfektion also. Eine dieser Frauen heißt Emma, ist Mitte zwanzig und hat 2013 bei Tumblr ein Projekt namens «Large

Labia Project» ins Leben gerufen, das Frauen ermutigt, Fotos ihrer Vagina zu posten. Eine ganze Generation junger Frauen, sagte Emma in einem Interview, sei mit einem Zugang zum Internet aufgewachsen und lerne durch dieses Medium etwas über ihren Körper und ihre Sexualität. Die erste und oft einzige Möglichkeit, das nackte Geschlecht anderer Frauen zu sehen, sei Pornografie. «Aber Pornografie vermittelt einen falschen Eindruck, wie Frauen aussehen.»

Auf in den Kampf

Das «Large Labia Project» mutet radikal an und ist es auch. Gleichzeitig zeigen etliche Posts, dass Plattformen wie diese ein nicht zu unterschätzendes Gegengewicht zur Perfektionsmaschine Instagram bilden, weil sie insbesondere junge Frauen ermutigen, ihre Komplexe

zu artikulieren und zu ihrem Körper zu stehen. In dieselbe Richtung wie das «Large Labia Project» zielt auch der Blog «Real Women's Bodies», der dazu auffordert, der «artificialen Definition von Schönheit», wie sie einem die Hochglanzmagazine vorgaukeln, den Kampf anzusagen.

Am Ende liegt es freilich an jedem Jugendlichen selbst, ob er sich ganz und gar der polierten Instagram-Welt hingibt oder sich auch auf Internetseiten bewegt, die den Optimierungsdruck nehmen, anstatt ihn weiter zu befeuern. Denkbar wäre freilich auch ein dritter Weg: ein kritisches Bewusstsein zu entwickeln, indem man weder zum Opfer der Instagram-Welt wird noch sein Privatstes öffentlich ausstellt.

Melanie Mühl ist Feuilletonredaktorin bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Putins Papierkugelnchen-Strategie

Warum riskiert der russische Präsident einen scheinbar sinnlosen neuen kalten Krieg? Ist er verrückt? Nein, die wahre Schwäche ist beim überheblichen Westen zu suchen, der nicht glauben will, was er sieht. Wer sich in Putins Kopf hineinversetzt, versteht, warum er so agiert. *Von Edward Lucas*

Wann nimmt Wladimir Putin endlich Vernunft an? Das ist die grosse Frage westlicher Politiker, die aus seinem immer aggressiveren militärischen Auftreten einfach nicht schlau werden. Man denke nur an die Zwischenfälle, bei denen russische Kampfflugszeuge gefährlich nahe kamen, an die simulierten Atomangriffe auf Kopenhagen und Stockholm, die gezielten Verletzungen des Luftraums von Ländern wie Estland (gerade erst an Weihnachten), Finnland und Schweden oder die Verletzung des INF-Vertrags, der die Stationierung von atomaren Mittelstreckenraketen in Europa regelt.

Russland, sagen westliche Beobachter, muss doch klar sein, dass der Kalte Krieg endgültig vorbei ist. Russland, das aufgrund der Wirtschaftssanktionen und wegen des fallenden Ölpreises mit Problemen zu kämpfen hat,

Diese Provokationen sind auch eine gute Methode, die Nerven des Westens zu testen.

muss doch klar sein, dass es für eine ausgewachsene militärische Konfrontation mit dem Westen nicht die Mittel hat. Den Russen muss doch klar sein, dass ein solches Verhalten kontraproduktiv ist. Das alles kann doch nur dazu führen, dass der Westen seine Verteidigungsausgaben erhöht und die Finnen und Schweden engere Beziehungen zur Nato suchen.

Ich habe viele Gespräche mit westlichen Offiziellen geführt. Ihre Ratlosigkeit zeigt, welche Schwierigkeiten der Westen im Umgang mit tschekistischem Denken hat und warum wir den neuen kalten Krieg (von dem ich schon 2007 gesprochen habe) verlieren. Putin ist nicht verrückt – er denkt einfach anders als wir. Er geht von anderen Voraussetzungen aus, und er hat andere Prioritäten. Die sind keineswegs geheim, er offenbart sie in seinen Antworten bei den grossen inszenierten Pressekonferenzen, in Interviews und Sendungen mit Hörerbeteiligung.

Schwedens «feministische» Aussenpolitik

Bei seiner Jahrespressekonferenz am 18. Dezember sprach er über seine politischen Vorstellungen. Die wirtschaftlichen Probleme Russlands sind vorübergehender Natur. Dem Land mögen schwere Zeiten bevorstehen, aber das russische Volk wird sie meistern – es hat in der Vergangenheit noch viel grössere Schwierigkei-



Wann geht der Gegner in die Luft?: russischer Präsident Putin.

ten gemeistert. Die wahre Schwäche ist bei dem arroganten, heuchlerischen Westen zu suchen.

Wenn man sich in Putins Kopf hineinversetzt (was nicht schön, aber aufschlussreich ist), versteht man, warum er so agiert. Er sieht Russland von der Nato, ja überhaupt vom Westen bedroht. Wir wollen einen Regimewechsel in Russland. Kein Problem, er wird uns herausfordern. Er weiss, dass wir auf eine ernsthafte Auseinandersetzung nicht scharf sind. Wir mögen wirtschaftlich stärker sein, aber er hat den stärkeren Willen. Ein kleiner Mann, der kämpfen will, kann einen viel grösseren Kontrahenten, der Angst hat, sich Blessuren zuzuziehen, einschüchtern.

Wir sind dieser grössere, ängstliche Mann. Unsere Politiker scheuen sich vor einer militärischen Konfrontation mit Russland – manche schliessen das sogar kategorisch aus. Mit geradezu religiöser Inbrunst glauben sie, dass Dialog der beste Weg ist. Wenn wir Differenzen mit Russland haben, sollten wir mit Moskau darüber reden. Wir sind schliesslich Nachbarn.

Die schwedische Aussenministerin hält eine «feministische» Aussenpolitik für die Lösung. Männer zetteln Streit an, Frauen legen ihn bei. Die polnische Ministerpräsidentin Ewa Kopacz denkt offenbar ähnlich. Kurzum, Russland muss nicht befürchten, dass der Westen militärisch einig und entschlossen auf die Provokationen reagiert. Falls dies doch einträte, würde man dem Westen eine nicht akzeptable Militarisierung vorwerfen, angesichts deren die eigenen Verteidigungsausgaben absolut gerechtfertigt seien.

Die militärischen Provokationen haben für Putin also mehrere Vorteile. Sie stellen den Westen vor ein psychologisches Problem. Wir glauben nicht, was wir sehen, weil es nicht in unser Denkmuster passt. Wenn Russland uns herausfordert, muss die Antwort lauten: mehr Dialog und nicht Gegenwehr. Also wächst mancherorts der Druck, in Sachen Ukraine zu einem Deal zu kommen: Die Regierung in Kiew muss darauf verzichten, der Nato beitreten zu wollen, und wenn sie dazu nicht bereit ist, müssen wir den Ukrainern unmissverständlich klar machen, dass eine Nato-Mitgliedschaft völlig ausgeschlossen ist. Für Russland wäre das ein enormer strategischer Sieg. Und die überschaubaren Investitionen in Propaganda und Treibstoff würden sich bezahlt machen.

Die Schwächen der Nato

Das militärische Imponiergehabe soll vor allem Präsenz signalisieren. Russland zeigt, dass es wieder da ist und ernst genommen werden muss. Westliche Länder wie Dänemark, wo man nach dem Ende des Kalten Krieges davon ausging, dass Territorialverteidigung sich erledigt hat, sind längst dabei, eine neue Politik zu formulieren (Russland führte im vergangenen Sommer einen simulierten Angriff auf Bornholm aus, als die gesamte politische Elite Dänemarks dort ein Festival besuchte). Es ist das gleiche Verhalten wie bei einem ungezogenen



Reales Potenzial: Militärparade in Moskau.

Schüler, der den Lehrer mit Papierkügelchen bewirft, um eine Reaktion zu provozieren, oder einem Gangster, der mit Befriedigung sieht, wie die Leute sich ängstlich in ihren Häusern verstecken, wenn er die Strasse entlangläuft.

Eine Neuorientierung der Verteidigungspolitik ist teuer und umstritten. Manche Politiker sind sich der Bedrohung bewusst, andere nicht. Die russische Propaganda behauptet, die militärische Präsenz des Westens in den baltischen Staaten sei das wahre Problem. Russland rea-

Ist Amerika bereit, zum Schutz der baltischen Staaten einen dritten Weltkrieg zu riskieren?

giere lediglich, spät und angemessen, auf eine unverschämte Eskalation an seinen Grenzen.

Diese Provokationen sind auch eine gute Methode, das Nervenkostüm des Westens zu testen. Wann geht der Gegner in die Luft? Abfangjäger in Marsch zu setzen, ist teuer. Auch aus rein militärischer Sicht sind die Provokationen nützlich. Sie liefern Aufschluss über die Kampfbereitschaft des Westens. Wie schnell kann die andere Seite ihre Kräfte mobilisieren? Welcher Entscheidungsprozess geht dem voraus? Elektronische Spionage leistet hier gute Dienste. Natürlich wird der Funkverkehr überwacht, aber auch klassische Methoden werden gern praktiziert. In Estland stationierte deutsche Piloten mussten feststellen, dass in ihre Hotelzimmer eingebrochen wurde, und auf dem grössten Luftwaffenstützpunkt Litauens, der für die Nato-Luftüberwachung genutzt wird, flog ein russischer Spionagering auf.

Für Russland ist es auch von Vorteil, die Schwächen der Nato aufzudecken. Die amerika-

nischen Streitkräfte mit ihrem strategischen Atomwaffenarsenal sind tatsächlich viel stärker als alles, was Russland aufbieten kann. Amerika ist aber schon anderweitig engagiert und nicht gut auf die Europäer zu sprechen, die nicht willens sind, sich stärker an den Verteidigungsaufgaben zu beteiligen. Ist Amerika wirklich bereit, zum Schutz der baltischen Staaten einen dritten Weltkrieg zu riskieren? Wahrscheinlich. Vielleicht aber auch nicht. Und wenn Russland diesbezüglich Zweifel säen kann, bietet das die Chance, das atlantische Bündnis nachhaltig zu schwächen und eine weiche regionale Hegemonie zu etablieren.

Vor diesem Hintergrund erklären sich die Verletzungen des Luftraums europäischer Staaten. Während des Kalten Krieges riefen die Pazifisten im Westen: «Lieber rot als tot.» Im Grunde waren sie nicht bereit, eine atomare Auslöschung zu riskieren, um die Sowjetunion in Schach zu halten. Heute ist die Frage für den Westen etwas komplizierter. Russland zeigt, dass es militärisch sehr wohl über ein reales Potenzial verfügt – Atomwaffen, modernste Präzisionsmunition, tarnfähige Flugzeuge, Schiffe und U-Boote und vieles mehr. Diese sind einsatzbereit, die Besatzungen gut ausgebildet. Die Frage, die Russland mit seinen militärischen Provokationen dem Westen stellt, lautet: «Seid ihr, um die Glaubwürdigkeit der Nato aufrechtzuhalten, tatsächlich bereit, viel Geld auszugeben und eine ernste militärische Konfrontation in Kauf zu nehmen?» Und ich weiss nicht, welche Antwort wir darauf geben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Edward Lucas ist Journalist beim *Economist* in London und war 1998 bis 2002 Bürochef dieser Zeitung in Moskau.

Europas Spielverderber

Griechenland, das Land, das die Demokratie erfand, droht zu wählen und Brüssel zu missfallen. Zerfällt der Euro nun doch? Zwei Verlierer stehen jetzt schon fest: die Sparpolitik und die traditionelle Parteienlandschaft. *Von Boris Kálnoky*

Europa blickt erneut überrascht und schaudernd auf Griechenland. Dabei ist nur passiert, was lange voraussehbar war. Am 25. Januar findet eine vorgezogene Parlamentswahl statt, als Folge einer ebenfalls vorgezogenen, gescheiterten Präsidentenwahl im Abgeordnetenhaus. Im März wäre all das sowieso passiert. Das Mandat des amtierenden Präsidenten Karolos Papoulias, Jahrgang 1929, läuft dann aus. Das einzig Neue ist also das etwas frühere Datum, im Januar.

Es herrscht nun die Erschrockenheit später Erkenntnis, weil die linksradikale Partei Syriza unter ihrem zumindest verbal radikalen Chef Alexis Tsipras in allen Umfragen klar vor der konservativen Regierungspartei Nea Demokratia (ND) führt. Die mitregierende «sozialistische» Pasok, vor wenigen Jahren noch eine massive «Volkspartei», ist seit Ausbruch der Griechenlandkrise 2009 in der Wählergunst auf mittlerweile bis zu zwei Prozent abgestürzt. Sie dürfte schon jetzt als grosser Verlierer auch dieser Wahl feststehen.

Syriza führt in den Umfragen freilich seit gut einem Jahr. Und es war zumindest den Griechen auch bekannt, dass wahrscheinlich Neuwahlen

Aus Berlin kommen fast erpresserisch anmutende Winke mit dem Zaunpfahl.

kommen würden. Ins Bewusstsein der europäischen Öffentlichkeit dringt das alles aber erst jetzt, als grosser Schock. Die Börsen sind weniger überrascht und nehmen es relativ gelassen. Offenbar hat man heute weniger Angst vor einem europäischen Zusammenbruch, selbst wenn Griechenland aus der Euro-Zone gezwungen wird. Allerdings schwächelt der Euro, denn erneut stellt sich die Frage nach seiner Zukunft, und Griechen holen aus Angst vor einer kommenden Währungsreform ihr Geld von den Bankkonten. Nicht in dramatischem Ausmass bislang, aber das kann noch kommen.

Merkels bedrohte Pflänzchen

Noch vor kurzem hatte Lob für Athen dominiert, weil sich die Lage seit 2009 gebessert habe. Noch im September bescheinigte Bundeskanzlerin Angela Merkel Griechenland «erste zarte Pflänzchen des Erfolgs». Es gibt seit 2013 einen primären Haushaltsüberschuss, erstmals seit sechs Jahren wächst die Wirtschaft wieder ein wenig.

Aber nun kommt vielleicht Tsipras und zertrampelt womöglich Merkels zarte Pflänzchen. Er will, so sagt er, die von EU und Weltbank erzwungene Sparpolitik aufkündigen und einen neuen, radikalen Schuldenschnitt verlangen, ohne im Gegenzug neue Reformen zu versprechen. An die bisherigen Sparmassnahmen will er sich auch nicht mehr halten. Denn wenn die Schulden gestrichen sind, so seine Logik, muss man nicht mehr sparen. Aber selbst wenn Syriza doch noch verlieren sollte, ist die Sparpolitik am Ende: Auch die Konservativen werden angesichts des gesellschaftlichen Drucks nicht mehr bereit sein, das Volk noch weiter zu reizen.

240 Milliarden Euro an Hilfskrediten hat das Land bisher erhalten. Anders als früher ist Griechenland jedoch überwiegend nicht mehr bei Banken verschuldet, sondern zu achtzig Prozent bei öffentlichen Geldgebern, also bei den Steuerzahlern anderer Länder. Siebzig Milliarden davon sind Gelder aus Deutschland.

Eine Weigerung der Griechen, weiterzuzahlen, oder eine Weigerung der Geldgeber, dem Land weiterhin die vereinbarten Notkredite zur Verfügung zu stellen, würde den Staatsbankrott zur Folge haben und als Konsequenz wohl den Ausstieg aus dem Euro. Griechenlands Geldreserven reichen momentan nur bis März. Eine Staatspleite würde aber, anders als noch vor einigen Jahren, weniger das internationale Bankensystem treffen als vorrangig die Haushaltsbilanzen europäischer Staaten. Deren Regierungen müssten dann den jeweils eigenen Wählern erklären, warum man den Griechen so viel Geld hinterherwarf, wenn sie am Ende dann doch pleite sind.

Siegt Syriza und macht Tsipras Ernst, dann würde das bedeuten, dass die seit 2010 verfolgte Krisenpolitik der Geldgeber gegenüber Griechenland – Reformen gegen Hilfskredite

– letzten Endes am Widerstand der Wahlbürger gescheitert wäre. Das würden sich andere Regierungen in Ländern wie Frankreich und Italien sehr genau anschauen.

Da fallen dann womöglich die Dominoesteine, wenn auch diese Länder sich am griechischen Trotz ein Beispiel nehmen. Aus Brüssel und Berlin ergehen daher strenge Mahnungen an die Wahlbürger, nur ja nicht falsch zu entscheiden. Die EU-Kommission hat den Griechen dringend empfohlen, nicht für jene Partei zu stimmen, für die die relative Mehrheit der Bürger derzeit laut Umfragen aber sehr wohl stimmen möchte. Aus Berlin kommen fast schon erpresserisch anmutende Winke mit dem Zaunpfahl: Wenn Syriza gewinne, müsse Griechenland wohl den Euro aufgeben. Europa könne das inzwischen verkraften.

Letzte Hoffnung der Beamten

Der Druck der Europäer zeigt vorerst wenig Wirkung. Eher scheint Syriza zuzulegen, mit einem Vorsprung von neuerdings bis zu zehn Prozentpunkten vor der ND. Laut einer Umfrage vom 3. Januar könnte die Partei sogar, mit dem in Griechenland üblichen Bonus von fünfzig Mandaten für den Wahlsieger, die absolute Mehrheit der Parlamentsmandate erringen und allein regieren.

Droht in Griechenland nun eine anarchische Revolution linker Hitzköpfe als Ergebnis von sechs Jahren Verarmung und Verzweiflung? Wohl kaum. Die nach eigener Darstellung «linksradikale» Syriza ist eine Beamtenpartei. Griechenland hatte und hat viel zu viele Beamte, auch nachdem unter dem Druck der internationalen Geldgeber seit 2010 Zehntausende zu entlassen wurden. Die Entlassenen und jene, die zu entlassen werden fürchten, sehen in der Linkspartei ihre einzige Rettung. Entsprechend etatistisch ist die Argumentation der Linksradikalen. Der Staat soll als Arbeitgeber all jenen Brot geben, die auf dem freien Markt nicht zu bestehen vermögen. Die seit 2010 verdoppelte Arbeitslosigkeit liegt bei 25 Prozent, und das wird derzeit als Erfolg gefeiert, weil es auch schon einmal mehr war.

Auf Syriza hoffen auch andere Opfer und Leidtragende von Dauerkrise und Sparpolitik. Rentner, von denen es viele gibt im alternden Land. Jugendliche, die keine Perspektive für sich sehen bei 50 Prozent Jugendarbeitslosigkeit. Im Grunde hat Syriza vor allem solche





Aufstand der Krisenopfer: Plakat mit Syriza-Chef Tsipras.

Wähler aufgesaugt, die der alten Volkspartei Pasok entlaufen sind.

Dennoch ist auch im Falle eines Syriza-Sieges keineswegs sicher, dass eine regierungsfähige Mehrheit zustande kommt. Die Lage ähnelt jener vor den Wahlen im Frühsommer 2012. Auch da hatte es zunächst keine Regierungsmehrheit gegeben und musste erneut gewählt werden. Am Ende siegten die Konservativen knapp, weil die Griechen es zwar auch damals schon sehr gerne hörten, wenn Syriza von mehr staatlichen Arbeitsplätzen und einem Ende der Sparpolitik redete. Aber

Immer noch wollen die Bürger Brot und Arbeit, aber nicht den Euro verlieren.

andererseits wollte – und will auch heute – die grosse Mehrheit der Bürger nicht den Euro verlieren. Da dies wahrscheinlich schien, wenn Syriza ans Ruder gekommen wäre, unterlag die Partei am Ende.

Auch vor der Wahl am 25. Januar gilt: Immer noch wollen die Bürger Brot und Arbeit, aber nicht den Euro verlieren. Immer noch ist nicht klar, ob Syriza im Falle eines Sieges auch alleine regieren könnte. Anders als früher gibt es jetzt jedoch eine Partei, die sich als Koalitionspartner ins Gespräch bringt, die relativ neuen Unabhängigen Griechen, die allerdings nicht sicher damit rechnen dürfen, die Dreiprozenthürde zu überwinden.

Das Wrack der sinkenden Sozialisten

Namen wie Syriza und Unabhängige Griechen als Wahlentscheider, das ist alles so neu, dass ein Grieche, der vor fünf Jahren das Bewusstsein verloren hätte und nun plötzlich aus dem Tiefschlaf erwachte, seine Welt nicht mehr verstehen würde. Jahrzehntlang drehte sich alles um die beiden Grossparteien Pasok und Nea Dimokratia. Heute reden alle von der neofaschistischen Goldenen Morgenröte (die erneut gut abschneiden dürfte) und von Parteien wie To Potami und Kinima Dimokraton Sosialiston, die überhaupt noch niemals zu einer Wahl antraten. Letztere wurde gerade vom früheren Pasok-Chef Giorgos Papandreou aus der Taufe gehoben. Es ist ein Versuch, irgendetwas zu retten aus dem Wrack der sinkenden Sozialisten.

Das griechische Parteiensystem hat sich unter dem Druck der Krise radikal geändert. Und da Griechenland, weil es kein Geld hat, faktisch von den Geldgebern mitregiert wird, geht es bei der Neuordnung des Parteiensystems inhaltlich vor allem um das Verhältnis zu Europa. Letztlich ist Syriza nichts anderes als Pasok, nur ohne die Bereitschaft, das europäische Spiel mitzuspielen.

Boris Kálnoky ist seit 2005 Nahost-Korrespondent der *Welt* in Istanbul.

Englands ewiger Schmuddel-Prinz

Der britische Prinz Andrew soll vor Jahren einer Minderjährigen zu nahe gekommen sein. Damit steckt er einmal mehr in der Bredouille. Porträt eines Adligen, der es immer wieder schafft, seinen Ruf zu ruinieren. *Von Rolf Hürzeler*

Sex Prominenter in der Karibik, Sex in einem Londoner und einem New Yorker Appartement – das ist der halbseidene Stoff, aus dem der schönste Boulevard gewoben ist. Bei jeder dieser Eskapaden soll der britische Königssohn Prinz Andrew dabei gewesen sein. Die Vergnügen wären ihm ja nur zu gönnen gewesen, sollten sie denn tatsächlich stattgefunden haben, was ungewiss ist. Dumm ist allerdings, dass seine angebliche Gespielin Virginia Roberts heute behauptet, in der fraglichen Zeit zwischen 1999 und 2002 minderjährig gewesen zu sein. Sie habe zu einem Mädchenring des amerikanischen Financiers Jeffrey Epstein gehört, der neben seinen Finanzbeteiligungen den lukrativen Geschäftszweig pflegte, Minderjährige an Prominente zu vermitteln – gegen Entgelt oder gesellschaftliche Vorteile, versteht sich. Epsteins schlüpfrige Tätigkeit ist unbestritten; er sass dafür dreizehn Monate ein.

Die lange zurückliegende Geschichte hat Seine fast 55-jährige Königliche Hoheit, den Herzog von York, zu Jahresbeginn eingeholt. Denn sein Name wird in der Klage von vier jungen Frauen erwähnt, die in Florida gegen den amerikanischen Staat vorgehen. Dieser soll im Prozess gegen Epstein sie in ihren Rechten zu wenig geschützt haben – auf Druck von aussen. Will sagen: Der Prinz habe seinen Einfluss auf die Justiz spielen lassen, damit sie Epstein nicht zu hart anfasse. Die britischen Medien, nicht nur der Boulevard, stürzten sich in den nachrichtenarmen Tagen auf die Geschichte wie die Krähen auf die letzten Beeren unter dem Schnee. Buckingham Palace sah sich zu einem Dementi gezwungen und machte damit die Sache für Andrew nur noch schlimmer. Denn der Thron äusserte sich bis anhin nie zu Vorwürfen gegen die Seinen in den Medien, und waren die Anschuldigungen noch so unberechtigt.

«Wir gehen auf keine Details ein»

Jetzt jedoch gab eine Sprecherin des Hauses etwas umständlich bekannt: «Diese Anschuldigungen gehen auf einen langwierigen zivilrechtlichen Fall in den Vereinigten Staaten zurück, in den der Herzog nicht verwickelt ist. Wir gehen auf keine Details ein. Jegliche Unterstellung eines ungebührlichen Verhaltens gegenüber Minderjährigen ist unwahr.» Doch das mutmassliche Opfer, damals angeblich siebzehn Jahre alt, will an seinen Anschuldigungen festhalten. «Ich lasse mich nicht ein-



Von unbeschwerter Instinktilosigkeit: Prinz Andrew bei der Garter-Zeremonie in Windsor.

schüchtern», zitiert die *Daily Mail* die junge Australierin und zeigt ein Foto, auf dem der Prinz das Mädchen um die Hüfte hält.

Die Geschichte, wahr oder nicht, illustriert das bunte Leben des schwarzen Schafs in der königlichen Familie – Prinz Andrew, gegenwärtig der fünfte in der Thronfolge. Der Mann zeichnet sich durch eine unbeschwernte poli-



«Randy Andy»: mit Virginia Roberts, 2001.



Prominente Trophäen: Financier Epstein.



Erkleckliche Deals: Staranwalt Dershowitz.

tische Instinktlosigkeit aus. So pflegt er den Umgang mit dem kasachischen Präsidenten Nursultan Nazarbajew und dessen Familie, einem Mann, der kaum je durch demokratische Tugenden aufgefallen war. Andrew war zudem Gaddafis Sohn Saif herzlich zugetan, dem Mann, der zum Entsetzen des intellektuellen Establishments der London School of Economics finanziell unter die Arme griff. Das kostete den Prinzen vor drei Jahren den Job als britischer Botschafter für Handel und Investitionen, eine Tätigkeit, bei der er vor allem durch ein wahrlich königliches Verständnis von Bescheidenheit aufgefallen ist; laut dem monarchiefreundlichen *Daily Telegraph* mit Spesen von knapp einer Million Franken allein im Jahr 2010.

Seither führt Seine Hoheit das Leben eines Frühpensionierten mit viel Zeit für Golf und Jagdgesellschaften, auf denen er wiederum seine fruchtbaren gesellschaftlichen Kontakte pflegen kann, die ihm allerdings immer wieder schaden. Andrew ist damit ein teurer Adliger mit einer Apanage von fast einer halben Million Franken jährlich (ohne Spesen), den die Gesellschaft nicht gebrauchen kann. Aussicht auf den Thron hat der Königssohn nach menschlichem Ermessen nicht. Ohnehin stand er stets im Schatten seines feingeistigen älteren Bruders Charles, der sich gefragt und ungefragt zu gesellschaftlichen Themen äussert. Kritik von Andrew an der architektonischen Skyline von London beispielsweise wäre undenkbar. Er hätte in seiner Schlichtheit also der perfekte Dekorationsadlige werden können.

Anerkennung im Falklandkrieg

Der lebenslustige Prinz stieg verantwortungsvoll ins Berufsleben ein und absolvierte eine Marineausbildung an der militärischen Eliteschmiede Britannia Royal Naval College im südenglischen Dartmouth. Er diente auf zahlreichen Kriegsschiffen als Helikopterpilot, sein Einsatz auf dem Flugzeugträger «Invincible» während des Falklandkriegs fand breite Anerkennung. Die militärische Führung wollte ihn im Frühjahr 1982 bei dieser Kampagne im Südatlantik zwar nicht dabei haben; Buckingham Palace setzte das blaublütige Engagement schliesslich durch. Andrew diente insgesamt 23 Jahre lang in der Marine.

Ein ehrenwerter Mann also, der es jedoch mit Hartnäckigkeit immer wieder in die Schlagzeilen schaffte. In den achtziger Jahren, als die britischen Royals jahrelang regelmässig mit Skandalen aufwarteten, heiratete er seine Freundin Sarah Ferguson, die er seit Kindheit kannte, mit viel Pomp in der Westminster Abbey. Dem Paar entsprangen die beiden Töchter Beatrice und Eugenie; nach zehn Jahren wurde die Ehe geschieden.

Prinz Andrew hatte damals wie heute die Reputation, kein Kind von Traurigkeit zu sein;

«Randy Andy» nannte ihn der Boulevard, den «geilen Prinzen». Von Sarah Ferguson gingen gleichzeitig Bilder durch die Weltpresse, die ihren amerikanischen Finanzberater beim Lutschen ihrer herzoglichen Zehen zeigten. Ein Bild von geradezu rührender Intimität, das dem Prinzen wenig Freude bereitete. Doch der Mann verfügt über reichlich Grossmut, auch das muss gesagt sein. Er pflegt noch heute mit seiner Ex in der Öffentlichkeit ein demonstrativ herzliches Verhältnis. Als der Sexskandal aufflog, gastierte er mit ihr und den Töchtern gerade gemütlich in Verbier. Regelmässig hilft er mit, ihren notorisch hohen Schuldenberg abzubauen. Die Frau kann es mit dem Geld nicht so, scheiterte mit Kinderbüchern und Designideen; die Etikette «Versagerin» passt zu «Fergie» perfekt.

Überraschung in Verbier

Jetzt also die neue, alte Sexgeschichte. Der Erfahrungsbericht der jungen Virginia Roberts in der *Daily Mail* liest sich wie eine schlüpfrige Sexbeichte. Im Schlepptau von Jeffrey Epstein liess sie sich mit drei Freundinnen von Kontinent zu Kontinent jetten, um einer ausserwählten männlichen Kundschaft zu Gefallen zu sein. Angeblich wusste sie nicht so recht, wie ihr geschah; erst ein paar Jahre im Nachhinein fiel ihr das Wort Prostitution dazu ein, die nun mal mit Minderjährigen nicht rechtens ist. Das Vergehen lässt sich praktischerweise mit erklecklichen Entschädigungen für das Opfer verbinden. Solche soll sie bereits bei einem Deal mit dem Staranwalt Alan Dershowitz eingeheimst haben, der die Interessen Epsteins vertritt und in den Prozessunterlagen in einem Zug mit Prinz Andrew erwähnt wird.

Alan Dershowitz? Der Mann ist kein unbeschriebenes Blatt; er sorgte als einer der Verteidiger des amerikanischen Sportlers O. J. Simpson für Furore. Solch prominente Namen machen die Geschichte für die angelsächsische Öffentlichkeit so aufregend: Zu Epsteins Netzwerk gehören auch Ex-Präsident Bill Clinton oder der Filmregisseur Woody Allen, beides Namen, die man im Zusammenhang mit jungen Frauen schon gelesen hat.

Das heisst natürlich nicht, dass sie auf Epsteins Kundenliste figurierten, aber sie schmücken doch die Trophäensammlung eines Vermittlers, der wusste, was er seiner Klientel schuldete. In London soll er als Kupplerin Ghislaine Maxwell zwischen dem Prinzen und dem Mädchen Virginia eingesetzt haben: Das ist die Tochter des Zeitungsmagnaten Robert Maxwell (Mirror), der wegen einer grandiosen Betrugsaffäre 1991 Selbstmord beging. Offenbar lastete das Loch in der Familienkasse so sehr auf Ghislaine, dass sie sich diesen Nebenerwerb besorgte, den Andrew ausgenutzt haben soll, wie die junge Frau Roberts behauptet. ○

«... dann haben wir nur noch Beamte»

Pierin Vincenz, der oberste Chef der Raiffeisenbanken, fordert einen Stopp bei der Regulierung und kritisiert den Euro-Mindestkurs der Nationalbank. Damit habe die Schweiz einen Schritt näher zur EU gemacht. Die Zeche dafür müssten die Sparer in der Schweiz zahlen. *Von Martin Spieler*

Raiffeisen ist wie UBS, CS und ZKB eine systemrelevante Bank: Haben Sie von der Finanzmarktaufsicht schon konkrete Auflagen?

Wir hatten erste Gespräche, aber wir haben noch keine konkreten Auflagen. Die nächsten Termine sind gesetzt. Zu den Auflagen kann ich einfach feststellen, dass Raiffeisen bezüglich Eigenkapitalanforderungen bereits jetzt in Kategorie zwei eingestuft ist. Wir werden auch aufzeigen müssen, wie wir die Bank in einer Krise abwickeln. Doch als unternehmerisch denkender Mensch beschäftige ich mich nicht primär damit, wie man Unternehmen liquidiert, sondern wie wir uns weiterentwickeln können. Unser Geschäftsmodell hat bis jetzt in jeder Krise funktioniert.

Das sieht die Nationalbank weniger entspannt: Laut SNB haben Sie zu viele Risiken in Ihren Büchern.

Das ist Ihre Interpretation. Fakt ist, dass wir seit Jahren sehr intensiv durch die Finanzmarktaufsicht überwacht werden. Wenn wir zu viele Risiken hätten, dann hätte man dies schon längst beanstandet. Das Problem ist ein anderes: Die Finanzindustrie wird mit der massiv ausgebauten Regulierung immer mehr eingeschränkt, und alle Banken werden, trotz völlig unterschiedlichen Geschäftsmodellen, über den gleichen Leisten geschlagen. Das ist eine fatale Entwicklung.

Warum?

Unsere Glaubwürdigkeit nimmt Schaden. Wenn ein KMU in Schwierigkeiten kommt, verschwindet es. Der Staat hilft nicht. Bei falschen Entscheidungen wird die Bank nicht vom Markt bestraft, sondern von der Politik gestützt. Aber mit den Anforderungen bei Systemrelevanz sollen die Voraussetzungen geschaffen werden, dass die Bank in einer grossen Krise ganz oder in Teilen ohne staatliche Rettungsaktion vom Markt verschwinden könnte.

Sie profitieren davon, dass Raiffeisen systemrelevant ist?

Die Sicherheit der Bank hat sich erhöht. Unser Schuldenrating profitiert. Unsere Kunden, Sparer und Genossenschafter wissen aber, dass wir alles Menschenmögliche tun, um nicht in eine Krise zu geraten. Das genossenschaftliche Geschäftsmodell hat Raiffeisen auch in der Vergangenheit schon davor bewahrt, zu grosse Risiken einzuge-

hen. An dieser Grundhaltung ändert sich mit oder ohne Einstufung als systemrelevante Bank nichts. Aber wir werden noch genauer überprüft, was die Sicherheit für unsere Mitglieder und Kunden weiter erhöht. Trotzdem finde ich die Entwicklung problematisch. Wer gross ist und kapitale Fehlentscheidungen trifft, wird wohl trotzdem an staatliche Hilfe kommen. Auch grosse Banken müssten in Konkurs gehen können? Ja, diese Meinung teile ich. Es ist eine Illusion, zu meinen, das Bankgeschäft könne ohne Risiken betrieben werden. Das Bankgeschäft beinhaltet immer Risiken. Mit der Regulierungsflut verbannt der Staat das Unternehmerische aus der Branche. Dann haben wir am Schluss nur noch Vollzugsbeamte und faktisch viele staatlich kontrollierte Banken.

Warum wehren Sie sich nicht dagegen?

Im Grundsatz arbeiten wir ja gut mit dem Regulator zusammen. Aber eine sehr engmaschige Regulierung ist grundsätzlich Ausdruck einer wenig unternehmensfreundli-

«Die Selbstverantwortung nimmt ab. Banken und Politik sollten eine Denkpause einlegen.»

chen Absicherungsmentalität. Wir werden von der Finma, der Nationalbank, dem Finanzdepartement und den Revisionsgesellschaften überwacht. Man schreibt alles vor und erstickt so den unternehmerischen Geist. Die Regulierung verursacht einen immensen Aufwand, den am Schluss die Kunden bezahlen und der kleinere Banken ob der Bürokratie vom Markt verschwinden lässt.

Doch Ihre Kunden wollen auch Sicherheit.

Mit dem vielen Papier und der engen Aufsicht gibt man den Leuten das falsche Gefühl, dass alles sicher ist. Die Selbstverantwortung nimmt ab. Banken und Politik sollten eine Denkpause einlegen und die Regulierung reduzieren.

Hat denn Raiffeisen nicht zu grosse Hypothekenrisiken auf den Büchern? Die Nationalbank warnt Raiffeisen vor den Gefahren des Zinsänderungsrisikos.

Wir machen viel Kleingeschäft, das andere gar nicht mehr machen. Bei uns umfasst eine Durchschnittshypothek nur 360 000 Franken. Die Risiken sind überschaubar.

Die SNB kritisiert Raiffeisen öffentlich. Nervt Sie das?

Es ist nicht klug, wenn man einzelne Banken öffentlich massregelt. Uns irritiert, dass wir einerseits in vertraulichen Gesprächen mit der Finma sind, andererseits von der SNB in aller Öffentlichkeit kritisiert werden. Da wird völlig unnötig viel Vertrauen verspielt. **Tatsache ist, dass Raiffeisen gerade im Hypothekenmarkt stark gewachsen ist. Vielleicht zu stark?**

Raiffeisen ist eine Erfolgsgeschichte mit einem überzeugenden Geschäftsmodell. Deshalb sind wir auf den Radar der Finma und der Nationalbank gekommen. Allerdings haben wir in vielen Gebieten der Schweiz viel tiefere Marktanteile als unsere Konkurrenten – etwa bei Hypotheken in Zürich oder Bern.

Ist das Risiko im Verhältnis zum Eigenkapital nicht zu hoch?

Nein. Unser Wachstum im Hypothekengeschäft ist nicht innert weniger Monate, sondern über Jahre hinweg kontinuierlich und stabil erfolgt.

Raiffeisen muss sich noch mehr teures Eigenkapital beschaffen. Derweil steigen die Kosten schneller als der Ertrag. Können Sie mit Ihrer Bilanz noch gut schlafen?

Ich schlafe sehr gut. Heute ist das Geschäft aber viel komplexer, und der Konkurrenzkampf ist brutal. Wenn die Zinsen wider Erwarten schnell steigen würden, würde dies zu einer Reduktion des Jahresgewinns führen, hätte allerdings auch positive Aspekte.

Nämlich?

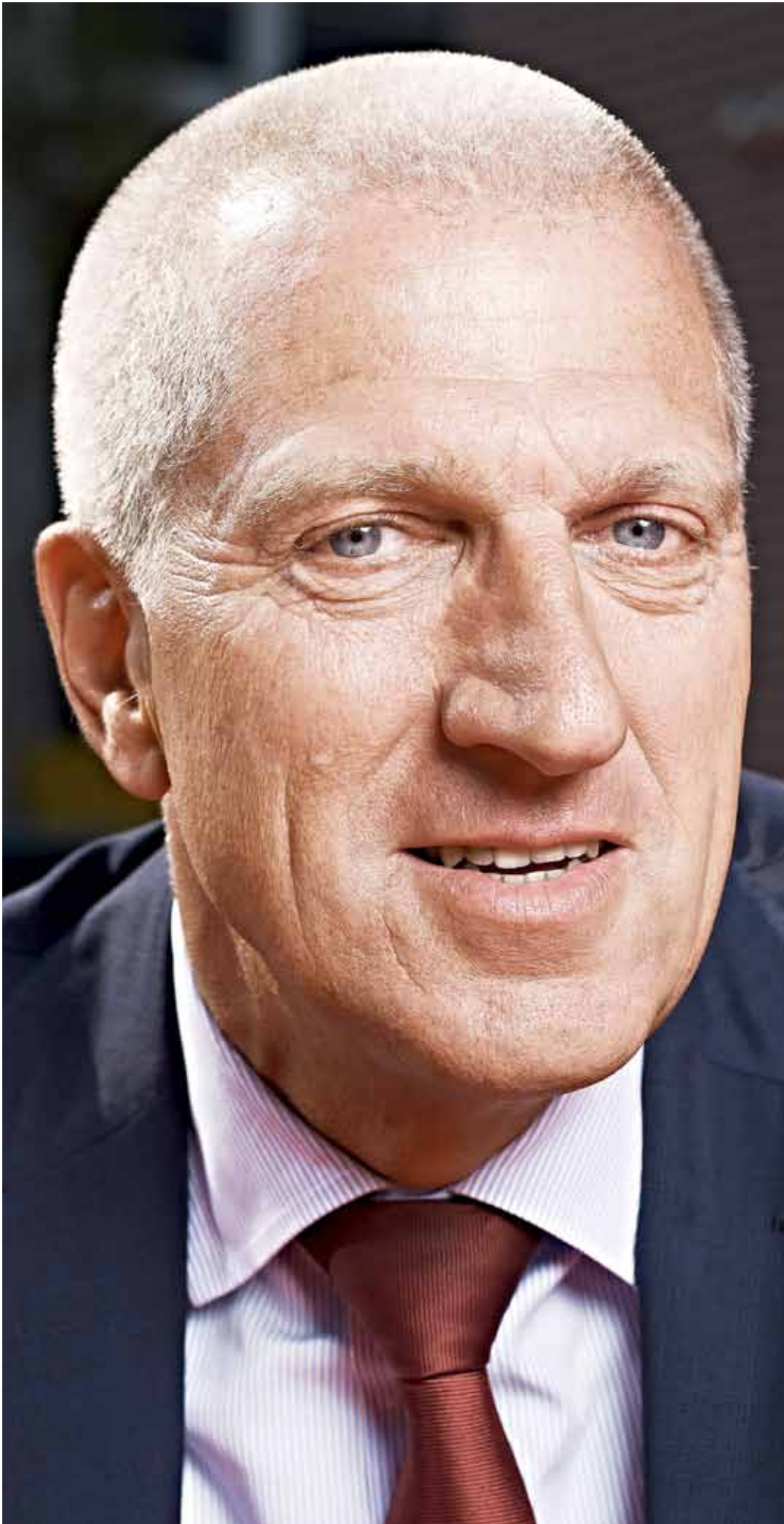
Wir könnten bei steigenden Zinsen unsere Margen erhöhen.

Das Problem sind nicht nur die Zinsen, sondern auch die hohen Immobilienpreise. Erwarten Sie eine Korrektur?

Bei neu erstellen Mehrfamilienhäusern, die als Renditeobjekte gebaut wurden, sehe ich eine Sättigung. Auch bei Luxusobjekten. Aber das ist nicht der Markt, in dem wir tätig sind. Wir fokussieren uns auf das selbstbewohnte Wohneigentum. Da besteht weiter eine gute Nachfrage, und die Preise sind ziemlich stabil.

Wie stellen Sie sicher, dass Sie nicht doch plötzlich mit Milliardenabschreibern konfrontiert sind?

Fünfundsiebzig Prozent unserer Kredite sind hypothekarisch gesichertes, selbstbewohntes Wohneigentum. Die durchschnittliche Belehnung liegt bei sechzig Prozent. Wir sind breit diversifiziert und fokussieren



«Auch grosse Banken müssten in Konkurs gehen können»: Raiffeisen-CEO Vincenz.

auf das risikoärmere Segment. Wir helfen jungen Familien, die nicht so viel Geld haben, dass sie den Traum vom Wohneigentum realisieren können.

Damit ist es ohnehin bald vorbei: Der Bundesrat möchte den Bezug von Pensionskassengeldern für den Kauf von Wohneigentum verbieten.

Dafür habe ich kein Verständnis. In unserer Verfassung steht, dass der Bund Wohneigentum fördern will. Die Banken verlangen schon mehr Eigenkapital. Darum finde ich es falsch, wenn man den Bezug von PK-Geldern für Wohneigentum ganz verbieten will. Mit den geplanten Verschärfungen benachteiligt man junge Familien. Auch bei der Altersvorsorge zählt die Eigenverantwortung nichts mehr. Jeder soll bei der Pensionskasse die Freiheit haben, selbst zu entscheiden, ob er die Rente oder das Kapital beziehen will.

Bundesrat und Nationalbank haben den Euro-Mindestkurs immer gelobt.

Er bringt Vorteile für die Exportfirmen. Auf lange Sicht ist er aber kontraproduktiv. Firmen sind geschützt, nicht aber die Sparer. Sie zahlen die Zeche. Wegen dem Euro-Mindestkurs kann man die Zinsen nicht erhöhen, und die Sparer erhalten kaum mehr Zins. Dieses Geld fehlt im Vorsorgesystem. Da werden die Jungen geschröpft. Mit dem Euro-Mindestkurs und den damit zusammenhängenden tiefen Zinsen entgeht ihnen ein Teil der Rendite.

Müsste man aus dem Euro-Mindestkurs aussteigen?

Man sollte sich wenigstens Gedanken darüber machen. Was als Notfallübung angedacht war, ist zur Dauertherapie geworden. Die SNB hat 2011, als der Franken zu einem extremen und fast unkontrollierbaren Höhenflug ansetzte, richtig reagiert, aber leider den Ausstieg verpasst. Damit hat sie ihren Handlungsspielraum selbst eingeschränkt und etliche unerwünschte Nebenwirkungen erzeugt. Wir hängen nun am Tropf der Europäischen Zentralbank (EZB), deren Politik ebenfalls zunehmend umstritten ist.

Welche Strategie verfolgt denn aus Ihrer Sicht die Nationalbank?

Das bedingungslose Festhalten an dem Wechselkurs zum Euro scheint ihre Strategie zu sein. Dazu versucht sie mit verschärfter Rhetorik Nebenwirkungen wegzureden.

Ist der Euro-Mindestkurs ein Schritt in Richtung EU-Beitritt?

Das hoffe ich nicht. Aber man hat geldpolitisch Fakten geschaffen. Mit dem Mindestkurs hat sich die Schweiz zumindest währungspolitisch einen wichtigen Schritt näher zum Euro-Land hinbewegt.

Der Euro-Mindestkurs hält immerhin auch bei uns die Zinsen tief. Davon profitieren Ihre Hypothekarkunden. Wo – wenn nicht

Sonderheft «Die Schweizer Schlachten»

Von Morgarten bis Marignano

Die komplette Serie der «Weltwoche» über den Kampf der alten Eidgenossen für ihre Freiheit und Selbstbestimmung. Mit detaillierten Karten der Schlachten und Illustrationen.

«Die Schweizer Schlachten»
Weltwoche-Sonderheft, 60 Seiten,
Fr. 25.– (inkl. MwSt., exkl. Porto)
Bestellung: per E-Mail an
schweizerschlachten@weltwoche.ch
oder beim Kundendienst
unter der Telefonnummer
043 444 57 01.

Jetzt
bestellen!



bei den Hypotheken – wollen Sie denn mit Raiffeisen wachsen?

Wir wachsen neben den Hypotheken auch im Firmenkunden- und im Anlagegeschäft. Wir werden die beschlossene Diversifikationsstrategie konsequent weiterentwickeln.

Raiffeisen kaufte die Privatbank Notenstein, schuf einen Finanzproduktteam, beteiligte sich am Derivatespezialisten Leonteq, baute Beratungszentren für KMU und plante eine neue IT-Plattform mit Avaloq. Was ist die Strategie dahinter?

Das ist Teil unserer Diversifikationsstrategie und soll unsere Kompetenz insbesondere im Bereich der vermögenden Kunden und Unternehmen verstärken.

Die Kosten-Ertrags-Rate Ihrer Privatbanktochter Notenstein verharrte allerdings über neunzig Prozent – im Banking ein Wert jenseits von Gut und Böse. Was unternehmen Sie?

Inzwischen haben wir die Bank restrukturiert und stabilisiert und zudem stark in die Zukunft investiert. Ich bin zuversichtlich, dass sich die Bank gut entwickelt, und wir verzeichnen bereits schöne Zuflüsse.

Warum wollen Sie ausgerechnet in der Vermögensverwaltung expandieren? Auch da wird doch die Regulierung immer strenger und der politische Druck aus dem Ausland ist riesig.

Auch in der Vermögensverwaltung stammen neunzig Prozent unserer Kunden aus der Schweiz. Da punkten wir mit unserer Kundennähe.

Die goldenen Zeiten sind mit dem Ende des Bankgeheimnisses für ausländische Kunden doch auch in der Vermögensverwaltung vorbei.

Es stimmt, dass die Margen auch in der Vermögensverwaltung sinken. Zudem wird der automatische Informationsaustausch bald Realität.

Sie waren einer der Ersten, der Hand bot zum automatischen Informationsaustausch.

Weil er international Realität ist. Da können wir uns als international stark vernetzter Finanzplatz nicht entziehen. Qualität, Rechtssicherheit und Stabilität sind dennoch Vorteile, die unseren Finanzplatz in der Zukunft für ausländische Kunden weiterhin attraktiv machen. Man wird nie alles Geld nach Dubai, Hongkong oder Singapur bringen.

Doch der Schweizer Finanzplatz hat mit dem Bankgeheimnis einen gewichtigen Wettbewerbsvorteil verloren.

Wir hatten früher gut damit gelebt. Doch jetzt müssen wir uns von der Vergangenheit lösen. Die Schweiz sucht immer noch nach Lösungen im Steuerstreit mit Frankreich und Italien. Dabei sollten wir nach vorne schauen. Auch im Inland hat das

Pierin Vincenz

Kein anderer Chef einer Schweizer Grossbank hat sich so lange an der Spitze gehalten wie Pierin Vincenz: Seit über fünfzehn Jahren ist der Bündner Vorsitzender der Geschäftsleitung der Raiffeisen-Gruppe. Obwohl der 1956 geborene Vincenz den Raiffeisen-Instituten das Image der biederen Landbanken abstreifte, sie stark modernisierte und auf einen ambitionierten Expansionskurs führte, blieb die Gruppe anders als UBS und CS von grossen Skandalen und Abstürzen verschont. Einen weiteren Wachstumsschub verlieh der HSG-Ökonom der Raiffeisen-Gruppe durch die Teilübernahme der im US-Steuerstreit in Bedrängnis geratenen Bank Wegelin und heutigen Notenstein Privatbank. Er ist VR-Präsident von Notenstein, der Aduno, der Pfandbriefbank schweizerischer Hypothekarinstitute. Vincenz ist verheiratet und Vater von erwachsenen Zwillingstöchtern.

Bankgeheimnis, wie wir es bis heute kennen, keine Zukunft mehr. Trotzdem muss der Schutz der finanziellen Privatsphäre weiterhin garantiert werden.

Warum sollten wir das Bankgeheimnis für die Kunden im Inland aufgeben? Dafür besteht kein Druck.

Wenn wir es im Inland nicht anpassen, wird einfach das Strafrecht verschärft. Aus Sicht der Banken führen die Verschärfungen des Strafrechts, aber auch die Volksinitiative «Ja zum Schutz der Privatsphäre» von Thomas Matter, welche den Schutz der Privatsphäre in der Verfassung verankern will, zu mehr Pflichten für die Banken und vor allem die Kundenberater, die sie kaum erfüllen können. Dadurch nehmen für uns die Risiken zu.

Dann ist es Ihnen lieber, wenn die Kundendaten gleich zum Steueramt gehen?

Plakativ gesprochen, gibt es eigentlich nur zwei Wege. Die Schweizer Bürger werden entscheiden müssen, ob sie mit ihrer Steuererklärung der Bank beweisen, dass die Einkünfte und Vermögen versteuert sind. Denn die Banken werden in der Pflicht sein, zu prüfen, ob die Gelder deklariert sind. Oder aber, ob die Bank die Informationen direkt der Steuerbehörde liefern soll. In diesem Fall muss das Steuergeheimnis verstärkt werden. Mir ist es lieber, wenn meine Daten direkt an die Steuerbehörden gehen, statt dass ich meinem Banker eine Steuererklärung bringen muss.

Dann hätten wir in der Schweiz schon bald auch den gläsernen Bürger wie in Deutschland. Wollen Sie das?

Nein, es geht nur um Bankdaten. Ich finde es richtig, dass man dort korrekt Steuern zahlt, wo man wohnt.

Der Schutz der Privatsphäre hat einen grossen Wert. Dieser wäre bei einer Datenlieferung der Banken an den Fiskus nicht mehr gewährleistet. Dabei gelten die Schweizer in Sachen Steuern im Vergleich zum Ausland als ehrlicher.

Die Privatsphäre ist weiter sichergestellt. Nur das Steueramt erhält mit einem Meldeverfahren die relevanten Finanzdaten. Es ist ebenfalls dem Schutz der Privatsphäre verpflichtet. Dieser Schutz müsste entsprechend verschärft werden. Und ja, ich bin überzeugt davon, dass in der Schweiz die Steuern ehrlich bezahlt werden. Das hängt mit unserem politischen System zusammen, bei dem die Bürger über die Verwendung der Steuergelder abstimmen können.

Sie nennen das Meldeverfahren. Das ist doch einfach ein automatischer Informationsaustausch auch im Inland?

Das ist eine internationale Entwicklung, der sich die Schweiz nicht entziehen kann, sonst sind wir auf einer schwarzen Liste.

Das sagt auch unsere Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf. Ihnen wird politisch und freundschaftlich eine Nähe zu ihr nachgesagt.

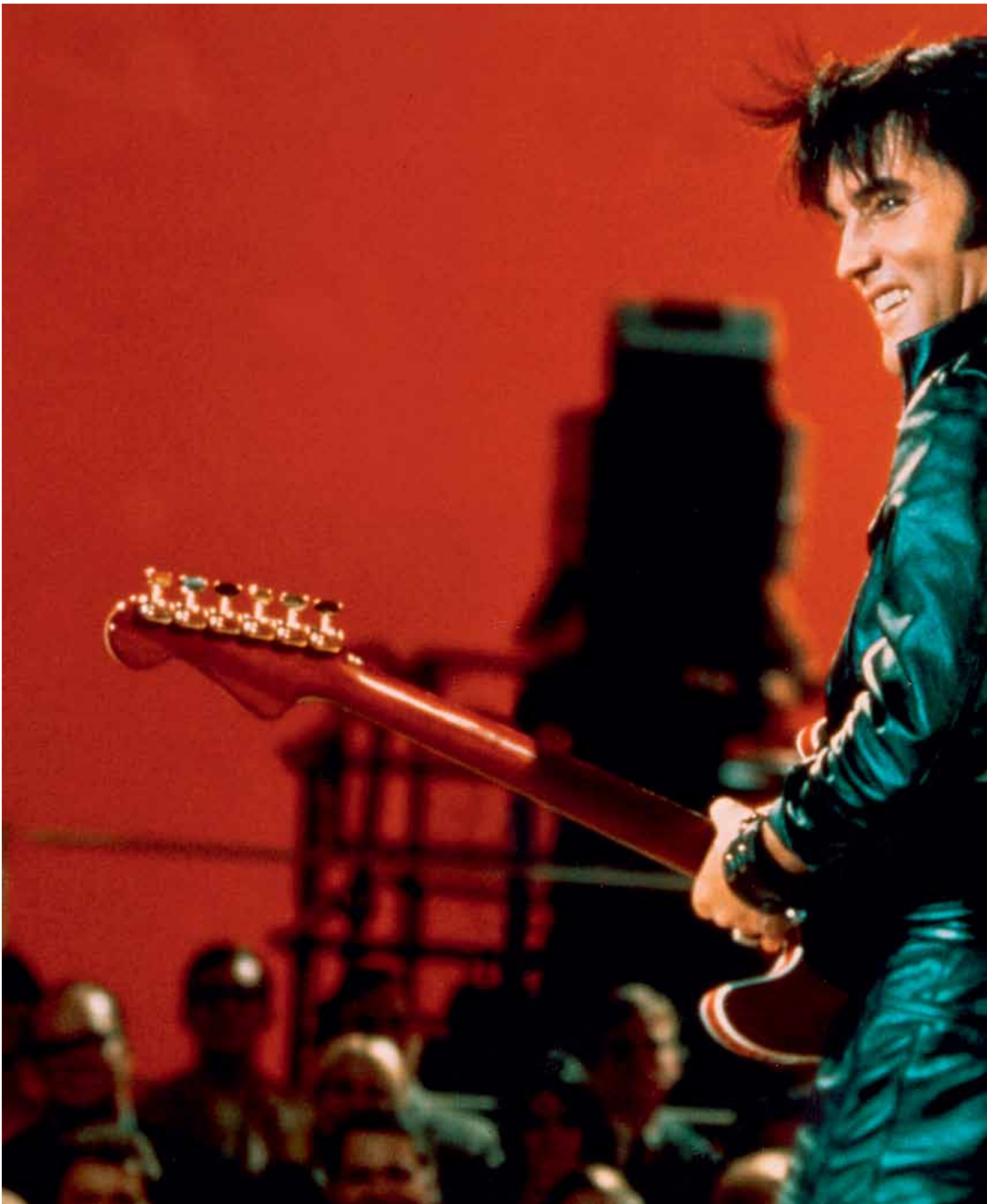
Wir kommen beide aus dem Bündnerland, haben den gleichen Jahrgang, waren zusammen auf dem gleichen Gymnasium. Wir machten zur gleichen Stunde am gleichen Ort erfolgreich die Autoprüfung. Ja klar kennen wir uns schon lange. Das bedeutet aber nicht, dass wir politisch die gleichen Ziele verfolgen.

Faktisch hat doch Bundesrätin Widmer-Schlumpf das Bankgeheimnis abgeschafft?

Eveline Widmer-Schlumpf und ich sind oft unterschiedlicher Meinung. Aber es ist nicht richtig, wenn man sie für die Probleme des Finanzplatzes verantwortlich macht. Im Steuerstreit mit den USA hat die Schweiz gesamthaft keine gute Figur gemacht. Die Welt hat sich verändert. Es gelten neue weltweite Standards. Da müssen wir uns anpassen.

Mit der Unternehmenssteuerreform III stehen auch die im Ausland verhassten Steuerprivilegien auf der Streichliste. Zuerst haben wir das Bankgeheimnis unter Erpressung abgeschafft und dann bald auch noch die Steuerprivilegien für Firmen. Demonstrieren wir den Wirtschaftsplatz Schweiz?

Wir sind daran, uns den internationalen Entwicklungen anzupassen. Aufgrund der hohen Staatsdefizite im Ausland hat der Druck auf die Schweiz zugenommen. Wir können uns als Exportnation nicht abschotten, sondern stehen und stehen immer in einer gewissen wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit von der Welt. Helden-tum funktioniert im Geschäftsleben nicht. Die Schweiz steht für hohe Qualität und hat weitere grosse Vorteile. Sie ist mit notwendigen Anpassungen immer gut gefahren. ○



Der King ist tot, es lebe der King: Elvis bei einer Comeback-TV-Show am 27. Juni 1968.



Aloha from Heaven

Von Daniele Muscionico

Er war der *sexiest* Revoluzzer *alive*. Der Mann der unblutigen Kulturrevolution. Er war der King of Rock'n'Roll, der King of Love, der King of Special Versions – er war der Über-King: Elvis Aaron Presley.

Der König ist tot, es lebe der König. Wenn das Motto nicht in grauer Vorzeit irgendwo in Frankreich ausgegeben worden wäre, man hätte es am 16. August 1977 erfunden, in Memphis, Tennessee. Der King ist tot, es singt der King. Sein Tod war die Geburt eines Mythos, – ein Phönix, auferstanden aus den Ruinen eines geschundenen Körpers. Am 8. Januar feiert ein Phantom seinen achtzigsten Geburtstag.

Denn es gibt einen Elvis vor seinem Tod und einen danach. Elvis eins mied öffentliche Anlässe und Interviews, er trat niemals in Talkshows auf, hinterliess keine Autobiografie und auch kaum Briefe; Elvis post mortem ist ein Produkt unserer Fantasie, der Sexualhormone und der Plattenindustrie. Das Einzige, was die beiden miteinander verbindet, ist eine über alle Zweifel erhabene Stimme. Sie löste bei leichten Mädchen Hysterien aus und pomadisierte schwere Jungs mit der Wirkung eines Betablockers.

Ein Leben zwischen Fastfood und Drogen, Rückzug und Comeback, das wissen wir heute. Doch jenseits dieses Wissens waren es Gerüchte und Pressefotografien wie diese hier, die unsere Meinung über Elvis Presley geprägt haben.

Was wir hier sehen? Einen Hintern, auf den Kim Kardashian neidisch wäre. Ein Gesäss, das sich auf jedem «Belfie», dem *butt selfie*, prächtig ausnimmt. Elvis präsentiert sein zweitbestes Stück an Konzerten lackiert, er weiss, was er hat und was damit zu machen ist: Lackiert ist noch leckerer.

Always on My Mind: eine Hinteransicht, heiss wie eine Herdplatte. Augenbrauen – testosteronstark wie die Koteletten. Im Kontrast dazu die sphinxhaft feine, schönoperierte Nase. Wangenknochen, für die auch heute noch jede Frau eine Rippe abliefern würde. Ein Lächeln, das Stahlsaiten erweicht. Das Konzertbild zeigt Elvis Presleys grösste Talente.

Abgesehen von seiner Stimme, wie gesagt. Eine Milliarde Menschen soll ihr erlegen sein, als er am 14. Januar vor 42 Jahren in der Show «Elvis Aloha from Hawaii via Satellite» auftrat. Es war das erste Konzert eines Solokünstlers, das live über Satellit in mehr als vierzig Länder übertragen wurde. Und heute? Heute fragt man sich: Wer wird 2015 diese Erinnerung toppen?

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 3 (1) **Jo Nesbø:** Der Sohn (*Ullstein*)
- 4 (4) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 5 (–) **Kazuaki Takano:** Extinction (*Bertelsmann*)
- 6 (–) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 7 (5) **Ken Follett:** Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 8 (–) **Tana French:** Geheimer Ort (*Fischer Scherz*)
- 9 (10) **Graeme Simsion:** Der Rosie-Effekt (*Fischer Krüger*)
- 10 (–) **Sandra Brown:** Kalter Kuss (*Blanvalet*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (5) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 3 (2) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 4 (–) **Marco Toigo:** Muskel-Revolution (*Springer*)
- 5 (4) **Guido M. Kretschmer:** Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 6 (–) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 7 (3) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 8 (–) **Randall Munroe:** What if? Was wäre wenn? (*Knaus*)
- 9 (8) **Philipp Oehmke:** Die toten Hosen (*Rowohlt*)
- 10 (6) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tschärner (1882–1980) (*Zytglogge*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Martin Suter

Mit «Montecristo» hat Martin Suter einen Thriller geschrieben, in dem Staat und Grossbanken gemeinsam in James-Bond-Manier dreckige Geschäfte vertuschen und jeden, der ihnen gefährlich werden könnte, kurzerhand eliminieren. Mehr vom Inhalt sei nicht verraten, schliesslich kommt der Roman erst Ende Februar in den Verkauf. Bemerkenswert ist die Danksagung hinten im Buch. Als Berater mitgewirkt haben Peter Siegenthaler, ehemaliger Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, alt Bundesrat Moritz Leuenberger und – besonders erstaunlich – Urs Rohner, Verwaltungsratspräsident der Credit Suisse. Man kann sich die Freude der drei Herren über das Buch vorstellen: Ihr Betätigungsfeld erscheint darin bei aller Zwieltichtigkeit beneidenswert spannend und glamourös. (rb)

Kunst

Danioth, der Teufelsmaler

Heinrich Danioth war ein bedeutender Expressionist und Dichter. Ein neuer Film zeichnet das Lebensbild dieses Urner Künstlers, an den unser Autor noch Kindheitserinnerungen hat. Von Karl Lüönd

Es war die grösste Beerdigung, die Flüelern je gesehen hat. Viele hundert Trauernde folgten dem Sarg durch den Novembernebel hinauf zur burgartigen Kirche auf dem Hügel über dem Dorf am Südzipfel des Vierwaldstättersees. Am Abend sagte meine Mutter: «Mit dem Geld, das diese Blumen gekostet haben, hätte die Familie ein ganzes Jahr lang leben können.»

Der Mann, der mit nur 57 Jahren an einem Hirntumor starb, war der Maler und Dichter Heinrich Danioth, der auch als Theatermaler, Illustrator und antifaschistischer *Nebelspalter*-Satiriker hervortrat. Dass Heinrich Danioth ein bedeutender Künstler war, wussten die Flüeler zwar, seit er die Wandbilder am Bundesbriefarchiv in Schwyz und im Flüeler Bahnhofwartesaal realisiert hatte. Aber die Danioths lebten einfach wie die meisten Flüeler Arbeiter- und Bauernfamilien damals, in den frühen fünfziger Jahren. Im äussersten Ausserdorf hatten sie ein merkwürdiges Haus direkt am See gebaut: zwei ineinandergeschobene Kuben, ein Flachdach. Bauhausstil, wie ich später lernte.

Ansehen hatte in diesem Milieu nichts mit Wohlstand zu tun. Wenn es mittags *Grick* (gekochte Rindslunge) gab und abends Griesspudding, wussten wir Kinder, dass am Sonntag vielleicht ein Poulet auf den Tisch kam. Dazwischen lag Vaters Zahltag. Er brachte ihn immer in einer gelben Tüte nach Hause.

Mehr als einmal hat meine Mutter beiläufig geäussert: «Die Frau Danioth hat es auch nicht leicht...» Ich bin sicher, dass sie damit auf die finanzielle Lage der Familie angespielt hat, wahrscheinlich auf das unregelmässige Einkommen, das mit dem freien Beruf verbunden war. Bei uns dagegen war die Sicherheit des Zahltags an jedem zweiten Freitag damals – fast ungeachtet seiner Höhe – einer der höchsten Werte. Mein Vater hätte gern ein Bild von Danioth besessen, aber das hätte 600 Franken gekostet, einen Monatslohn! Dann und wann kauften ihm die Altdorfer Bürger etwas ab. Danioths grösste und

treueste Mäzene war das Industriellenpaar Selina und Adolf Dätwyler.

Danioths nahmen am Dorfleben teil. Man sah den Heiri (für uns Kinder war er der «Herr Danioth») in den Beizen und an der Fasnacht. Er ging auch zur alljährlichen Bergmesse auf den Eggbergen. An diesem Sonntag im Frühsommer unternahm man morgens eine Bergtour, dann war Gottesdienst unter freiem Himmel, nachher gab es Spatz und Würste in der Förster-

hütte. Ich war sieben Jahre alt, als ich meinen Vater zum ersten Mal begleiten durfte. Er blieb den ganzen Nachmittag an einem Tisch im Freien und jastete mit Heinrich Danioth. Ich durfte auf dessen Knien sitzen. Es war ein Handörgeler dabei, und gegen Abend haben sie «Zogä-n-am Bogä» gesungen.

Etwa fünfzehn Monate später starb Heinrich Danioth. Dass der Künstler «ysertä-n-eine» war, einer von uns, zeigte sich auch daran, wie ihn die Leute ungeniert und manchmal unverschämt in Anspruch nahmen. Und Danioth hat keinen weggeschickt, der ein Inserat fürs Narrenblatt



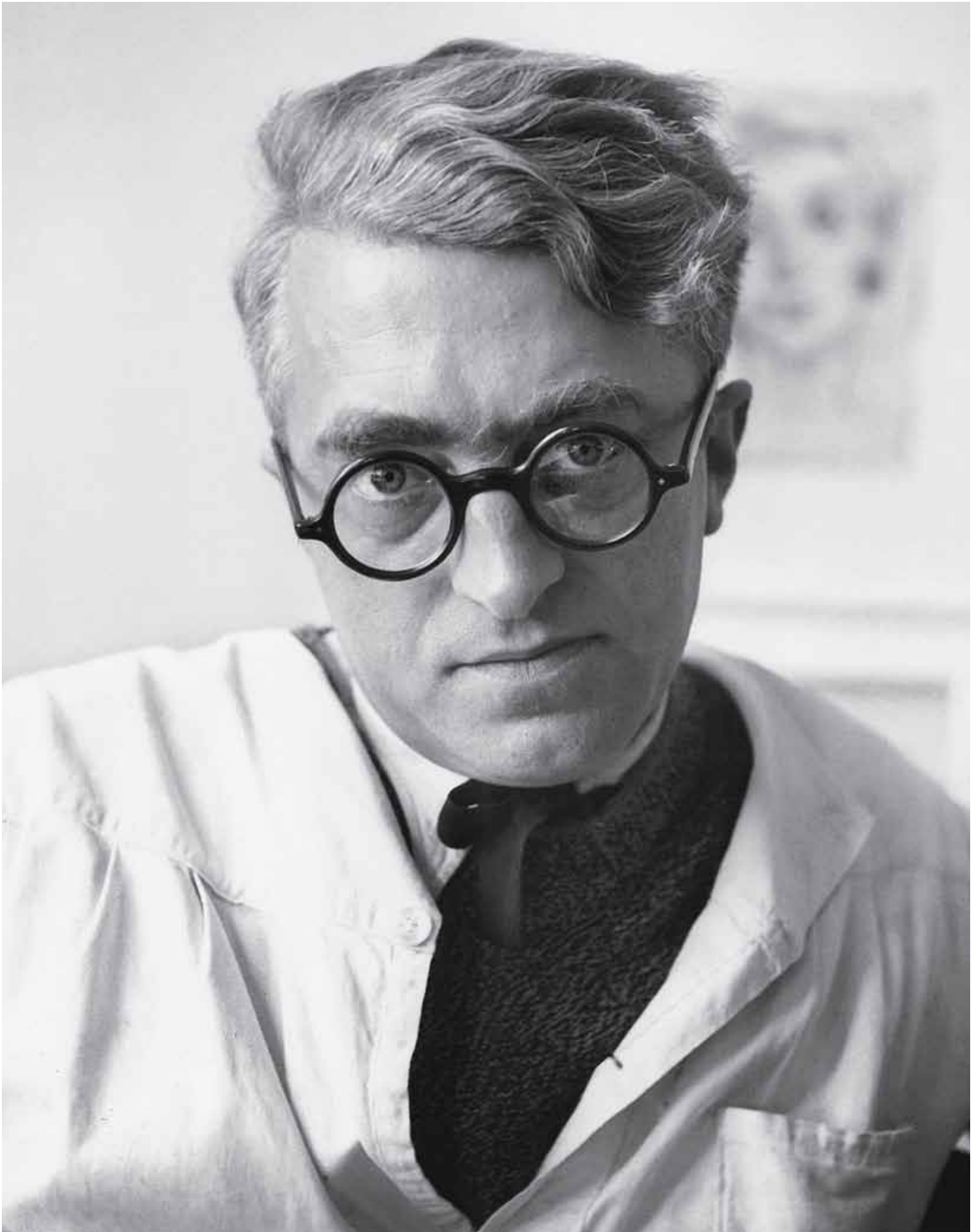
«Irrgarten des Teufels»: Felsmalerei, 1950.

oder ein Plakat fürs Schwingfest brauchte. Er verschenkte brillante Einfälle auf kleinen Zetteln. Bezahlt wurde der Künstler oft mit der sogenannten Urner Akontozahlung: «Vergälts Gott de afig emal...»

Autodidakten in der «steilen Welt»

Wie damals üblich, gingen wir ins Trauerhaus, wo die Leiche aufgebahrt war: im gleichen Atelier, wo ich als kleiner Bub ein paar Mal still in der Ecke sitzen und ihm beim Malen zuschauen durfte. Wir beteten den Rosenkranz. Da kam ein Mann und nahm ihm die Totenmaske ab. Es war sein Freund, der Bildhauer Josef Bisa aus Brunnen. Ich schaute gebannt zu und spürte: Dieser Tote muss etwas Besonderes gewesen sein!

Danioth war der Maler des Urnerlandes, der «steilen Welt», wie er es nannte. Später wurde er unverdienterweise auf diese regionale Bedeutung reduziert und zum «Nationalheiligen» sti-



Zu sperrig für die Mehrheit: Maler und Dichter Daniioth, 1953.



«Live on Ice» in Küsnacht ZH

Winterzauber am Zürichsee

Auch in der kalten Jahreszeit hat der Zürichsee seine Reize. Als Weltwoche-Abonnent geniessen Sie zu speziellen Konditionen ein romantisches Essen mit Eislauf-Show im traditionsreichen Romantik Seehotel Sonne – auf Wunsch mit Übernachtung.



rechten Zürichseeufer bietet alles, was man sich für sein Wohlbefinden nur wünschen kann. Kompetent geführt von René Grüter und Catherine Julen Grüter, will das Seehotel am Puls der Zeit bleiben und gleichzeitig traditionell Landestypisches weiterpflegen. Das Hauptgebäude ist vom international bekannten Lichtkünstler Gerry Hofstetter beleuchtet, im Garten befindet sich eine romantische Eisbahn. Ein Open-Air-Käsefondue gibt es immer dienstags im November und Januar.

Romantic Wednesday:

Jeden Mittwoch ab 19.30 Uhr findet die Eislauf-Show «Live on Ice» mit den Sunny Ice Angels statt, gefolgt vom Candlelight-Dinner am stimmungsvoll dekorierten Tisch. Für Weltwoche-Abonnenten stehen spezielle Arrangements zur Verfügung.

So nah von daheim – und doch so fern vom Alltag: Wenn Sie den langen Winter mit einem speziellen Erlebnis bereichern wollen, sind Sie im Romantik Seehotel Sonne richtig. Das 1641 erstmals urkundlich erwähnte Haus direkt am

Weltwoche-Spezialangebot

Romantik Seehotel Sonne
Seestrasse 120, 8700 Küsnacht

Candlelight-Dinner:

bis 8. Februar 2015
jeweils So bis Do (exkl. Feiertage)
4-Gang-Überraschungsmenü
Pro Person Fr. 84.– (statt Fr. 98.–)
Nur mittwochs: inkl. Eislauf-Show ab 19.30 Uhr

Übernachtung mit Seeblick:

1 Nacht im Deluxe-DZ inkl. Glühwein-Apéro und 3-Gang-Dinner für 2 Personen (exkl. Getränke)
Freier Eintritt auf die Eisbahn (Mo geschlossen)
Pro Person Fr. 198.– (statt Fr. 262.–)
(Angebot gültig für max. 6 Personen pro Platin-Club-Karte, nach Verfügbarkeit)

Reservation:

Romantik Seehotel Sonne, Tel. 044 914 18 18
oder per E-Mail an home@sonne.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche Platin-Club» angeben.

Veranstalter:

Romantik Seehotel Sonne
www.sonne.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



liert. Dabei war er ein starkes, eigenständiges und vielseitiges Talent von internationalem Format, aber geschlagen mit dem Schicksal seiner Generation, die gleich in zwei Weltkriegen Aktivdienst leisten musste und in der Not der Zwischenkriegsjahre wenig Spielraum für Auslandsaufenthalte und kaum Zugang zum internationalen Kunsthandel genoss. In die gleiche Generation bedeutender Schweizer Maler gehören zum Beispiel der Engadiner Turo Pedretti, Arnold Brügger aus Meiringen, Otto Morach, Niklaus Stoecklin und Alois Carigiet.

Heinrich Danioth, Sohn eines Uhrmachers in Altdorf, ging den Weg des Autodidakten. Entscheidend war seine Begegnung mit dem expressionistischen Maler August Babberger, der zu seinem Lehrmeister wurde und später als «entarteter Künstler» von den Nazis verfolgt wurde. Ein kurzes Studium an der von Babberger geleiteten Staatlichen Akademie in Karlsruhe war – neben einer früheren Studienreise nach Rom – der einzige Auslandsaufenthalt, der Danioth gegönnt war. Grossartig sein früherer Eigenwille: 1927 brachte er es fertig, in seinem Heimatort Altdorf das Innere des Telspielhauses mit expressionistischen Motiven aus der Telsgeschichte auszumalen – zu sperrig für die Mehrheit der damaligen Zeitgenossen. Aber die Toleranz seiner Auftraggeber hielt stand.

Sein Wandbild «Fundamentum» am Schwyzer Bundesbriefarchiv (1935/36) entfachte den schärfsten Kunststreit seit dem Kampf um Hodlers Marignano-Fresken am Zürcher Landesmuseum. Mit grossen Wandbildern für die Weltausstellung von Paris (1937) und die Landi (1939) wurde Danioth zum respektierten Künstler. Als Aktivdienstsoldat bemalte er die Eingänge von Bunkern mit Tarnmustern. Einer seiner Arbeitskollegen war Hans Erni. Daneben zeichnete und textete Danioth politische Satiren für den *Nebelspalter*. Und er porträtierte immer wieder seine Urner Heimat und deren Bewohner: Bauern, Wegknechte, Mädchen, Frauen.

Grossartige Geste des Verzichts

1950 malte Danioth seinen Urner Mitbürgern buchstäblich den Teufel an die Wand: einen roten Satan mit spitzer Gabel, direkt über der neuen Brücke über die Schöllenschlucht. Der Auftrag war eine Anerkennung für seine Fähigkeit, die Lebenswirklichkeit wie auch die Vor-

stellungswelt der Urner Bergbewohner erfahrbar zu machen. Wie sein Freund, der Arzt Eduard Renner, der 1941 das Kultbuch «Goldener Ring über Uri» geschrieben hatte, begriff Danioth die Bergwelt als magische Seelenlandschaft mit den bestimmenden Begriffen des «Es», des Frevels und des schützenden Rings.

«Prunkkammer Gottes und Irrgarten des Teufels» nannte Danioth sein Uri einmal. Denn er war – vor allem in der zweiten Hälfte seines kurzen Lebens – auch ein bedeutender Dichter. Mit dem «Urner Krippenspiel» brachte er nicht nur das Universum der Sennen auf die Bühne, sondern auch eine bestürzend aktuelle Parabel des Flüchtlingsthemas. Und mit dem Hörspiel «Der sechste von den sieben Tagen» machte er den Schrecken des grossen Lawinenwinters von 1950/51 gegenwärtig.

Jetzt hat der Urner Regisseur und Filmmacher Felice Zenoni über den «Teufelsmaler» einen dokumentarischen Querschnitt durch das bewegte Künstlerleben gedreht, gewürzt mit kraftvollen Spielszenen und solide gestützt auf Tagebuchnotizen und Briefauszüge, die dank der Stimme von Hanspeter Müller-Drossaart – ein Urner auch! – lebendig und bewegend werden, vor allem auf den Schluss dieses Künstlerlebens hin, als Danioth sich in eine österreichische Schauspielerin verliebt und die Gewissensqualen zwischen Neigung und katholischem Verhaltenszwang durchleidet.

Der Film zeigt Selbstzweifel und materielle Nöte, die diese Künstlerbiografie kennzeichnen. Doch Danioth lebt in Uri weiter, denn einige der schönsten seiner Werke bilden heute den Mittelpunkt des Hauses für Kunst Uri in Altdorf. Dieses wurde, wie der Danioth-Film und das Haus der Musik, der Sitz der Musikschule Uri in der ehemaligen Fabrikantenvilla, von der Dätwyler-Stiftung ermöglicht. 1915 hatte Adolf Dätwyler eine praktisch bankrotte Draht- und Gummifabrik in Altdorf übernommen und gefestigt. Seine unternehmerisch extrem erfolgreichen Söhne Peter und Max Dätwyler und seine Enkelin Marianne Karlsen-Dätwyler haben, anders als andere Erben, nicht Kasse gemacht, sondern mit einer grossartigen Geste des Verzichts in die kulturelle Zukunft des Bergkantons investiert. Die Erträge sind nachhaltig.

Danioth, der Teufelsmaler: Ab 15. Januar im Kino

Jazz

Jazz, hot and live

Von Peter Rüedi

In der Kunst ist ja selten das Spektakulärste das Wichtigste, und doch lenkt auch mich gelegentlich die Oberfläche von der Substanz ab. Vom Kern der Sache. Aber der will halt auch wahrgenommen werden. Leider ist es ein frommer Irrglaube, dass Qualität sich mit der Zeit von selbst durchsetze. «Mit der Zeit» dauert oft so lang, dass der Künstler seine Entdeckung nicht mehr erlebt, und auch die Auferstehung post mortem bleibt eher die Ausnahme. Hier geht's allerdings nur drum, dass eine der schönsten CDs des vergangenen Jahres erst mit halbjähriger Verspätung vorgestellt wird. Mea culpa. Dabei ist kaum eine Entschuldigung, dass sie auf dem alternativen Label Unit erschienen ist, wo der Ausstoss so gross ist, dass einem in der Masse der Novitäten die Perlen leicht entgehen können.

Es gibt ja zweifellos gute Gründe, dem geneigten Publikum namentlich die Produktion von sogenannten Nachwuchskünstlern ohne vorausgehende Zensur zu präsentieren. Im Prinzip. Nur dass das Quintett des Trompeters Matthias Spillmann, Mats-up, schon fünfzehn Jahre existiert und in der derzeitigen Besetzung mit Reto Suhner (Altsax, Klarinette, Flöte), Marc Méan (Piano), Raffaele Bossard (Bass) und Dominic Egli (Drums) das Gegenteil einer Nachwuchsgruppe ist, vielmehr eine, die im Hier und Jetzt vieler Konzerte zu einer staunenswerten Einheit zusammengewachsen ist, fähig zu blitzartigen Interaktionen; ein ebenso spontaner wie planvoll agierender Verband: mit gescheiterten kompositorischen Vorgaben von Spillmann, mal explosiv auf starke improvisatorische Statements angelegt, mal nachdenklicher oder lyrisch kontemplativ. Freie, ungebundene und doch organisierte, immer heisse Musik, an die kreativsten Combo-Konzepte der Jazztradition anknüpfend (Mingus, die Kleininformationen von George Russell etc.), gleichwohl sehr eigenständig und eigenwillig.

Ein hochenergetischer «Traumtanz» (wie einer von Spillmanns Titeln heisst, eine Art imaginärer Latin Jazz in dritter Potenz). *Jazz live as live can be*, aufgenommen im Februar 2013 im Basler «Bird's Eye».



Mats-up at the Bird's Eye Jazz Club: Life Is Live. Unit UTR 4510

Top 10

Knorr's Liste

1	Winter Sleep	★★★★★
	Regie: Nuri Bilge Ceylan	
2	The Homesman	★★★★☆
	Regie: Tommy Lee Jones	
3	Paddington	★★★★☆
	Regie: Paul King	
4	Nightcrawler	★★★★☆
	Regie: Dan Gilroy	
5	Mr. Turner	★★★★☆
	Regie: Mike Leigh	
6	Fury	★★★★☆
	Regie: David Ayer	
7	Exodus: Gods and Kings	★★★☆☆
	Regie: Ridley Scott	
8	The Theory of Everything	★★★☆☆
	Regie: James Marsh	
9	The Hunger Games: Mocking...	★★★☆☆
	Regie: Francis Lawrence	
10	Magic in the Moonlight	★★★☆☆
	Regie: Woody Allen	

Kinozuschauer

1 (-)	Honig im Kopf	41 607
	Regie: Til Schweiger	
2 (-)	The Hobbit: Battle of the Five ...	31 153
	Regie: Peter Jackson	
3 (-)	Exodus: Gods and Kings (3-D)	21 346
	Regie: Ridley Scott	
4 (-)	Fury	19 738
	Regie: David Ayer	
5 (-)	Night at the Museum: Secret of ...	16 157
	Regie: Shawn Levy	
6 (-)	Penguins of Madagascar	14 420
	Regie: Simon J. Smith, Eric Darnell	
7 (-)	Paddington	14 334
	Regie: Paul King	
8 (-)	Bibi & Tina – Voll verhext!	7468
	Regie: Detlev Buck	
9 (1)	The Hunger Games: Mockingjay	6637
	Regie: Francis Lawrence	
10 (4)	Horrible Bosses 2	6538
	Regie: Sean Anders	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Guardians of the Galaxy (Disney)
2 (1)	Expendables 3 (Impuls)
3 (2)	Monsieur Claude... (TBA)
4 (3)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
5 (5)	Transformers 4 (Rainbow)
6 (4)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
7 (6)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
8 (8)	Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox)
9 (10)	The Purge (Universal)
10 (9)	Der Hobbit – Unerwartete ... (Warner)

Quelle: Media Control



Rabenschwarze Tollwut: Julieta Zylberberg in «Wild Tales».

Kino

Blödiane vom selben Stamm

In der argentinischen Groteske «Wild Tales» wird dem Wutbürger das Fell über die Ohren gezogen.

Von Wolfram Knorr

Locker beginnt es zwischen zwei Flugzeugpassagieren. Sie tauschen gemeinsame Erfahrungen über einen Bekannten aus, den beide abscheulich finden, dann mischt sich ein weiterer Fluggast ins Gespräch, der ebenfalls Verwerfliches zu berichten weiss. Schliesslich melden sich die ehemalige Lehrerin, der Therapeut et cetera – bis einer in die Runde fragt, ob es hier jemanden gebe, der den Bekannten nicht gekannt habe. «Ja», meldet sich die Flugbegleiterin, fragt nach und bekennt entsetzt: Der habe sich gerade beim Kapitän ins Cockpit eingeschlossen. Mit diesem Irrwitz beginnt eine furiose Groteske über jene Spezies, die als Wutbürger weltweit berüchtigt geworden ist, auch in Argentinien, wo das Chaos epidemische Ausmasse angenommen hat und manch einen in rasenden Zorn treibt.

«Wild Tales» aus Argentinien ist ein besonders delikater Ingrimmluk über Individuen, die sich über ihre Mitbürger, die Behörden, den Staat bis zur Gallenkolik in enthemmte Rasereien versetzen können. Damián Szifróns Episodenfilm (Drehbuch und Regie) illustriert an sechs Stinkwutvarianten ihre verheerenden Folgen für die Beteiligten. Die rabenschwarze Tollwut ist in Argentinien zum Kassenhit avanciert und hat das Zeug dazu, bei uns auch einer zu werden. Denn jenes Mittelstandswesen, das sich übergangen und

missverstanden fühlt und kaum noch sozial reagiert, ist ein Phänomen der Industrie- und Wohlstandsländer. Da gibt es in Szifróns Panoptikum zum Beispiel jenen Sprengstoffexperten Simon (Ricardo Darín), der mit Präzision ein Gebäude zur Explosion bringt, aber jede Gelassenheit verliert, wenn sein Auto zum wiederholten Male abgeschleppt wird, nur weil er kurz im Parkverbot hielt. Beim Versuch, mit den Bürokraten zu einem Einvernehmen zu kommen, eskaliert die Situation, bis Simon seinen Beruf für andere Sprengungen einsetzt.

Der gestresste Geschäftsmann Diego (Leonardo Sbaraglia) wiederum fühlt sich mit seinem PS-wichtigen Audi von einem langsam fahrenden Landei (Walter Donado) behindert. Beim Überholen zeigt er ihm höhnisch den Stinkefinger, hat aber leider bald eine Reifenpanne – und der Beleidigte nähert sich mit seiner Kiste, hält an, steigt aus und ... Die eigentlich sanfte Bedienung (Julieta Zylberberg) einer Imbissbude erkennt im einzigen nächtlichen Kunden den Kredithai (César Bordón) wieder, der ihren Vater in den Selbstmord trieb. Wütend erzählt sie das ihrer Kollegin, die im Küchenschrank noch eine Rattengiftschachtel findet. Besonders nächstenlieb und äusserst sozial ist der Magnat Mauricio (Oscar Martínez), dessen Filius eine schwange-

re Frau überfahren hat. Der Papa überschnorrn darauf kraft seiner Autorität seinen Gärtner (Germán de Silva), den Unfall und die Fahrerflucht auf seine Kappe zu nehmen.

Die Unerbittlichkeit der Aggressionen und ihre Eskalationen, die dieser auf den Nerv zielende Hohnjux mobilisiert, gewinnt jene runde Perfidie, die ihn über eine wohlfeile Witzblattbosheit hinaushebt. Alle, vom Staatsdiener über die Behördenheinis bis zum gewöhnlichen Rechthaber, entpuppen sich als Blödiane vom selben Stamm: zum Irrewerden, alle miteinander. Das ist schon ein Hammer und macht einen Riesenspass. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Durak — Klempner Nikitin (Artem Bystrow) wird in ein Wohnsilo am Rande der Stadt gerufen, um geborstene Wasserrohre zu flicken. Der angehende Ingenieur, der sich den heruntergekommenen Laden dabei genauer anschaut, entdeckt gefährliche Mauerrisse, die das hässliche Trumm, in dem immerhin an die achthundert Mieter hausen, zum Einsturz bringen könnten. Um ein mögliches Desaster zu verhindern, platzt Nikitin in die feuchtfröhliche Geburtstagsfeier der Bürgermeisterin, um sie zum raschen Handeln zu nötigen. Erst hält man den Klempner für einen Witzbold, dann für einen Schwarzseher, der alles nur runtermacht, statt die Errungen-



In der Nähe Dostojewskis: «Durak».

schaften zu preisen. «Durak» (Idiot) von Juri Bykow ist eine brillante Parabel auf den korrupten russischen Machtapparat, dessen Arroganz, ideologische Blindheit und auf jenen Fatalismus, in dem Aufrichtigkeit und Verantwortungsbewusstsein längst keinen Platz mehr haben, um zu überleben. Schon im Titel ist die Nähe zu Dostojewskis «Der Idiot» angelegt. ★★★★★☆



Lauwarme Gemütsbrühe: «The Best of Me».

The Best of Me — Bestsellerautor Nicholas Sparks' unverbrüchliche Fangemeinde badet gerne in lauwarmer Gemütsbrühe. Damit die auch die Birne warmhält, ist in Sparks' Schicksalszähren meist ein Partner krank, was die Liebe besonders intensiv macht. In dieser Vorlage allerdings ist ein Paar vom Leben gezeichnet: Einst war es unsterblich ineinander verliebt, dann hatten die Eltern irgendwas gegen die Beziehung der beiden, und zwanzig Jahre später bringt sie der Tod (!) eines Freundes wieder zusammen. Nur was für HardcoreSchnulzenliebhaber. ★☆☆☆☆

Taken 3 — Liam Neeson ist wieder auf der Pirsch und nur für Neeson-Fans goutierbar. Vor sechs Jahren, in «96 Hours», suchte er seine entführte Tochter. Vier Jahre später war er wieder auf Achse. Im nun dritten Teil wird die Exfrau ermordet und er des Mordes verdächtigt. Er flieht – und der Knallfrosch muss wieder herumknattern. ★☆☆☆☆

der eine Donnerstimme einzusetzen, war Ridley Scott vermutlich zu billig. Ausserdem verlangt die moderne Computertricktechnik, die, fern von der Naivität der fünfziger Jahre, «Realismus» möglich macht, einen «wirklichkeitsgetreueren» Umgang mit der göttlichen Erscheinung (statt das Meer zu teilen, gibt's bei Scott eine Ebbe). Das «kindlich Reine» schien ihm – wenn auch verunglückt – eine gangbare Lösung.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Lahm bestattet

Von Rico Bandle

In den letzten Wochen sind die SRF-Radio- und Fernsehkanäle zu Dauerwerbesendern verkommen: Ständig wurde die eigene Serie «Der Bestatter» propagiert. Womöglich machten sich die Programmverantwortlichen Sorgen, ob der Erfolg der ersten beiden Staffeln wiederholt werden könnte.

Am Dienstag ging es endlich los – und es zeigte sich sogleich: Die Sorgen waren berechtigt. Atmosphärisch ist die Serie zwar weiterhin fantastisch gelungen, der Be-



Morbider Klamauk: Müller als Bestatter.

statter Luc Conrad (Mike Müller) und sein exzentrischer Assistent Fabio Testi (Reto Stalder), der den Leichenwagen als Transportfahrzeug für seine Band «Morbid Roses» haben möchte, geben ein wunderbares Gespann ab.

Die Macher gingen offensichtlich davon aus, dem Publikum sei noch präsent, was in der letzten Folge vor knapp einem Jahr alles passiert ist. Ohne Rückblende wird an die alte Handlung angeknüpft; für Uneingeweihte und Vergessliche bleibt die erste Folge deshalb über weite Strecken rätselhaft.

Hinzu kommt, dass der Kriminalfall, den die Ermittler wie immer unter ungebeter Beihilfe des Bestatters zu lösen haben, nicht vorankommt. Die Folge dümpelt bei allem morbiden Klamauk vor sich hin. Am Ende löst sich der Mord quasi von alleine auf.

Es kann also nur noch besser werden in dieser dritten Staffel. Sonst muss sich der Bestatter – um diese Fernseh-Kritik mit einer billigen Pointe zu beenden – zum Schluss noch selbst bestatten.

Der Bestatter: Dienstag, 20.05 Uhr, SRF 1.

Fragen Sie Knorr

In Ridley Scotts Bibelverfilmung «Exodus» tritt Gott auf dem Berg Sinai als Kind auf. Gibt es dafür eine Erklärung?

H. M., Schaffhausen



Im Klassiker «Die zehn Gebote» von 1956 mit Charlton Heston als Moses, der sein Volk aus der Sklaverei ins Gelobte Land führt, ist Gott eine mächtige, autoritäre Stimme. Es heisst, für Cecil B. DeMille, den damaligen Regisseur, sei die Darstellung Gottes das heikelste Problem gewesen. Wie-

Gold und Edelstein

Neujahr im «Palace Hotel» St. Moritz und in der Zürcher «Kronenhalle»; Mirja Sachs; Stift Einsiedeln. Von *Hildegard Schwaninger*



Zu jeder Arie ein neues Geschmeide: Mezzosopranistin Elena Maximova, Bass Ildar Abdrazakov.

Als fulminanter Jahresauftakt für die russischen Gäste fand im «Palace Hotel» St. Moritz zum dritten Mal ein Konzert mit russischen Künstlern statt. Im Embassy Ballroom traten **Elena Maximova**, die Mezzosopranistin aus Perm, und der Bass **Ildar Abdrazakov** aus Ufa (Baschkortostan) auf, ein gutaussehendes Paar. Zirka 120 Gäste waren da, siebzig Prozent Russen, mittendrin **Jürg Marquard** mit **Raquel** und in der ersten Reihe die TV-Doktorin **Antje-Katrin Kühnemann**. Die Damen trugen herrliche Juwelen oberster Preisklasse. Kunststück, war doch der Juwelier de Grisogono Sponsor des Abends. Der Besitzer des Juwelenhauses, **Fawaz Gruosi**, war nicht da. **Elena Maximova** trug ein violettes und ein gelbes Abendkleid. Eine schöne Frau ist die beste Botschafterin für Geschmeide, und so wurde die blonde Sängerin mit Gold und Edelsteinen behängt (zu jeder Arie ein neues Schmuckset). Hinter der Bühne stand ein Bodyguard und bewachte die Juwelen. Das Fünfzig-Minuten-Konzert begann mit **Rachmaninow** und endete mit der «Czárdásfürstin» als Zugabe. Ein Ticket kostete 450 Franken. Dass St. Moritz teuer ist, bekam auch **Elena Maximova** zu spüren, die im «Palace» ein Zimmer hatte. Sie liess ihre beiden Abendkleider aufbügeln, die Rechnung: 100 Franken. Das Leben eines Opernstars ist kein Leisure-Lady-Dasein. Am nächsten Morgen musste

Maximova um vier Uhr früh aus dem Bett, mit dem Auto ging es nach Innsbruck, von dort flog sie nach Wien, wo sie am Vormittag an der Staatsoper Proben für «Il barbiere di Siviglia» hatte. **Ildar Abdrazakov** ist auf dem Weg zum Weltstar: Von der *New York Times* wurde sein «Fürst Igor» an der Metropolitan Opera unter den Top-Ten-Events 2014 gelistet.

Die «Kronenhalle»: das Lieblingsrestaurant vieler Zürcher, Aushängeschild der Stadt. Die Kunst, die weissgedeckten Tische,



Fast alles hat Klasse: Andreas Wyss.

die Blumen, das wunderbare Personal – alles hat Klasse. Nur das Wiener Schnitzel ist nicht mehr, was es einmal war: das beste der Stadt, sagte man. Am Neujahrstag – das Lokal war

knallvoll, viele Familien mit Kindern – bestellte eine Dame das berühmte Wiener Schnitzel. Es war staubtrocken und steinhart, und nach dem Essen beschwerte sie sich. Sie bekam einen Kaffee offeriert. Am nächsten Tag ein anderer Gast, auch ein Wiener Schnitzel, auch staubtrocken und steinhart. Auch er beschwerte sich. Er bekam ein Dessert offeriert. In der «Kronenhalle» gab es nach dem Weggang von **Paul Senn** viel Personalwechsel. Chef ist nach wie vor **Andreas Wyss**. Der wollte sich schon länger ins Privatleben zurückziehen, doch bisher ist kein Nachfolger gefunden worden.

Dass **Mirja Sachs**, die Witwe von **Gunter Sachs**, den alten Familienfreund **Alejandro von der Pahlen**, einen Grandseigneur aus alter Adelsfamilie (Lettland, Russland, Schweden), klammheimlich in Herrliberg geheiratet hat, wurde an dieser Stelle vermeldet. Jetzt ist auch das Geheimnis gelüftet, wohin die Hochzeitsreise ging: nach Australien.

In der katholischen Kirche gehen die Uhren definitiv anders. So steht für ein Buch, das noch gar nicht fertig ist, schon der Termin für die Vernissage fest. Am 4. Dezember wird im Stift Einsiedeln der Bildband mit den Kleidern der Madonna «getauft». Für **Bruder Gerold Zenoni**, der für die Garderobe der Madonna zuständig ist, geht damit ein Traum in Erfül-



Das Jahr beginnt gut: Bruder Gerold.

lung. Die Fotos macht **Inge Zinsli** (hatte gerade eine Ausstellung in der Photobastei Zürich). Ermöglicht wird der Bildband durch grosszügige Sponsoren, die «Vereinigung der Freunde des Klosters Einsiedeln». Für **Bruder Gerold** beginnt das Jahr gut. Den Jahreswechsel durfte er bei seiner Schwester, die mit dem Schweizer Botschafter in Luxemburg verheiratet ist, verbringen. Am 14. Januar darf er in seinen Heimatort Altdorf zur Uraufführung des Dok-Films «Danioth, der Teufelsmaler» fahren, eines Werks seines Bruders, des Filmmachers **Felice Zenoni**, über den Innerschweizer Künstler **Heinrich Danioth** (1896–1953).

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Mitternachtstraum

Der Software-Entwickler Conrad Peyer, 35, und die Ergotherapeutin Claudia Bachmann, 34, haben kürzlich geheiratet. Zu grosser Romantik kam es unerwartet.



Freudentränen: Ehepaar Bachmann-Peyer.

Conrad: Wir begegneten uns vor fünfzehn Jahren auf einer Poolparty. Es war ein wunderschöner Sommerabend. Wir feierten die Nacht durch. Plaudernd und lachend kamen wir uns näher. Ich habe mich sofort in dieses süsse und freche Mädchen verliebt, das mir an diesem Abend eine Schüssel Popcorn über den Kopf geleert hat.

Claudia: Wir waren zwanzig Jahre alt: Seine blauen Augen und seine Ausstrahlung gefielen mir am besten.

Conrad: Wir blieben einfach zusammen und verbrachten einen wunderschönen und abenteuerlichen Sommer zusammen. Danach gingen wir getrennte Wege. Wir sahen uns nie wieder, aber die Erinnerungen liessen uns beide nicht mehr los, das stellten wir zehn Jahre später fest, und als wir einander erneut begegneten, wussten wir sofort, dass es für immer ist. Nun leben wir seit fünf Jahren glücklich mit unseren drei Kindern zusammen.

Claudia: Wir würden schwindeln, wenn wir sagten, dass wir beim ersten Blick nicht auch auf das Äussere geachtet hätten. Aber überzeugt haben wir uns gegenseitig mit unserem Charakter, mit der Art und Weise, wie wir uns ergänzen und bereichern. Dies haben wir uns

beide immer gewünscht: einen Menschen an der Seite, mit dem man lachen, diskutieren, streiten, den Alltag meistern und gemeinsame Träume haben kann.

Conrad: Es sind die Kleinigkeiten und Gemeinsamkeiten, die eine Partnerschaft schön und wertvoll machen. Ohne viele Worte wissen wir, was der andere denkt, wie er sich fühlt und was er braucht. Wir schätzen unsere Beziehung, sie erfüllt uns und macht uns glücklich. Wir gehen respektvoll miteinander um und machen uns die Mühe, dem anderen zu zeigen, dass man ihn liebt.

Claudia: Die Entscheidung zu heiraten geschah extrem spontan. Beim Heiratsantrag waren auch die Kinder gerührt, weil uns die Freudentränen über die Wangen kullerten. Dieser Moment, als sie zu uns rannten und sich die ganze Familie umarmte, war einfach magisch.

Conrad: Wegen des Kaufs eines Eigenheims figurierte unser Notar als Auslöser, um das langgewünschte Vorhaben in die Tat umzusetzen. Dazu brauchten wir nur zwei Wochen. Wir organisierten sogar Ringe, nur die Gravur müssen wir irgendwann noch anbringen lassen. Nach einer zehntägigen Sperrfrist standen wir auf dem Standesamt. Es verlief natürlich alles ganz anders, als wir es uns vorgestellt hatten, aber manchmal ergibt sich die schönste Romantik auch unverhofft.

Claudia: Die Trauung fand um Mitternacht statt: Am Abend trennten wir uns zuerst, damit beide zu ihrem Polterabend kamen. Die Frauen versuchten ihr Spielglück mit Erfolg im Casino und wurden anschliessend mit einer Stretchlimousine ins Trauunglokal geführt. Die Männer fuhren auf der Kartbahn um die Wette und gelangten nach einer Pub-Tour ebenfalls zum Zivilstandsamt. Zu unserer Polterabendgruppe gesellten sich Familienmitglieder und Freunde. Der Raum war nur durch Kerzenlicht erhellt, danach liefen wir zu einer Burgruine, dort knallten die Champagnerkorken, und nach einem unkomplizierten Mitternachtsnack liessen wir eine wunderschöne Laterne in den Sternenhimmel steigen.

www.stretch.ch (R. Kuhn/Aarau)

Protokoll: **Franziska K. Müller**

Brandgefährlich

Von *Andreas Thiel* — Markus Notter auf den Zahn gefühlt.



Thiel: Markus, was sagst du als Rassistmusexperte zum Aufruf im Koran, alle Juden seien umzubringen?

Notter: Dazu möchte ich als Rassistmusexperte nichts sagen.

Thiel: Wozu möchtest du denn als Rassistmusexperte etwas sagen?

Notter: Ich möchte vor Rassismus warnen.

Thiel: Aber davor, dass im Koran steht, man soll alle Juden umbringen, möchtest du nicht warnen?

Notter: Dass du die Juden erwähnst, grenzt an Antisemitismus. Ich fühle mich an die Nazis erinnert.

Thiel: Wenn ich den Koran zitiere, erinnert dich das an die Nazis?

Notter: Man sollte nicht über den Koran reden. Ich finde, man sollte der Redefreiheit Grenzen setzen. Die Gesellschaft lebt von Grenzen, damit sich die Leute nicht trauen, Gemeinheiten zu sagen.

Thiel: Die Einzigen, die sich getrauen, Gemeinheiten zu sagen, sind Schawinski und du. Während ich versuche, eine Debatte über den Inhalt des Korans zu führen, werft ihr mir Gemeinheiten an den Kopf.

Notter: Dazu möchte ich als Rassistmusexperte nichts sagen.

Thiel: Hast du den Koran gelesen?

Notter: Dazu möchte ich als Rassistmusexperte nichts sagen. Ich finde, man muss studiert haben, um den Koran lesen zu können.

Thiel: Mohammed war Analphabet.

Notter: Dazu möchte ich als Rassistmusexperte nichts sagen.

Thiel: Wenn Mohammed Jurist gewesen wäre wie du, dann würde ich auch glauben, dass alles, was im Koran steht, völlig verdreht ist. Aber Mohammed hat ganz einfache Sätze gemacht wie: «Verfolgt alle Juden und bringt sie um.» Was sagst du als Jurist dazu?

Notter: Dazu möchte ich nichts sagen.

Thiel: Was hast du denn zu sagen?

Notter: Ich möchte nur Roger grüssen und alle, die das hier lesen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Marroni beschwören

Von Peter Rüedi



Die Idee klingt bestechend: Wenn schon der Begriff Terroir beim Wein einen geradezu mythischen Glanz gewonnen hat (wobei alle, die mit ihm um sich werfen, dieser Kolumnist inbegriffen, in Schwierigkeiten geraten, wenn sie erklären müssen, was genau sie darunter verstehen) – wenn also die Verbindung von Authentizität und Lokalität, die er aufs innigste suggeriert, so positiv besetzt ist, weshalb ihn nicht ein bisschen ausweiten, zum Beispiel auf das Holz, in welchem der Wein reift? Sagte sich das traditionsreiche Haus Schuler in Seewen, zumal es doch über eine eigene Küferei verfügt und zum Teil eingekaufte Weine im eigenen Keller ausbaut. Weshalb also nicht einen Merlot, der vom Sopraceneri-Produzenten Cantina il Cavaliere in Contone-Gambarogno stammt, in Barriques aus Kastanienholz reifen lassen und somit für den Tessiner Wein par excellence vom identitätsstiftenden Potenzial des (wie auch immer gefährdeten) Tessiner Baums schlechthin profitieren? «Barriqueria Castagna» heisst die «bahnbrechende Idee, erstmals nicht gängiges Eichenholz, sondern regionentypisches Holz für die Barriques zu verwenden» (Schuler über Schuler). Das Kastanienholz verleihe dem Wein eine besondere Weichheit, «mit süsslichen Geschmacksnuancen, leichter Marroniaromatik und subtilen Röstaromen». Nun hat der Fassbau aus Kastanienholz nicht nur im Mittelmeerraum eine lange (und keineswegs verschwundene) Tradition, die, entnehmen wir dem «Oxford Weinlexikon», keineswegs auf besonderer Weichheit, sondern happigen Tanninen gründete. Kommt dazu, dass mir die Charakteristik der Holzsorten der Barriques ohnehin entgeht – meines Wissens entscheidender ist, wie das Holz behandelt respektive getoastet ist – und ich vollends nicht weiss, wie der Geschmack der Marroni in die Bretter kommt.

Geschenkt. Die Marketingidee mit dem Terroir-Holz ist hübsch und der Wein auch ohne diesen Überbau interessant. Wenn auch (noch?) eher auf der resistenteren als auf der schmeichelhaften Seite. Lohnt jedenfalls einen Versuch. Ob zu diesem Preis, muss jeder für sich entscheiden.

Barriqueria Castagna Merlot Ticino 2012. 13%. Schuler, Seewen. Fr. 32.– (statt Fr. 41.–). www.schuler.ch

Die neue und die alte Welt

Wir fahren durch Kalifornien und bekommen im Napa Valley eines der besten Essen des Jahres vorgesetzt. Aber da ist auch der Schatten einer Legende. Von David Schnapp

1 — Das Auto Wir hatten einen Plan, er war nicht besonders kompliziert; bei manchen Plänen liegt die Schönheit in der Einfachheit. Aber das Vorhaben versprach, vergnüglich zu werden. Also flogen wir nach Los Angeles, wo ein freundlicher Fahrer uns am nächsten Tag einen Aston Martin Rapide S vors Hotel brachte, ein Mikrofaserstuch auspackte und den Wagen damit aufpolierte. In der goldenen Morgensonne Kaliforniens schimmerte die viertürige Sportlimousine nun verführerisch in «Morning Frost White».

Dann drückt man den gläsernen «Schlüssel» in den entsprechenden Schacht, und der wunderbare, grosse Saugmotor mit zwölf Zylindern und sechs Litern Hubraum startet unter Ausstoss einer grollenden Fanfare. Da unser Plan zwar schön, aber zeitlich straff ist, nehmen wir nicht den pittoresken Highway 101, sondern die lang-gerade Interstate 5. Der Rapide liegt satt auf dem Asphalt, präzise meldet das Fahrwerk jedes Detail über die Beschaffenheit des Untergrundes. Auf US-Strassen sollte man sich zurückhalten, aber die Gelegenheit zum Beschleunigen ergibt sich immer wieder, und keine wird ausgelassen. 4,4 Sekunden benötigt die 560 PS starke Maschine, bis 100 km/h erreicht sind, das fühlt sich fantastisch an und klingt auch so. Die Briten sind nicht nur Meis-

ter der zeitlos eleganten Form, sondern auch der Motorenakustik.

380 Meilen (rund 611 Kilometer) geradeaus: Es ist eine dieser Fahrten, bei der existenzielle Fragen aufkommen. «Woher komme ich, und wohin gehe ich?» Es ist eine gute Fahrt.

2 — Die neue Welt Ein erstes Ziel ist «The Restaurant at Meadowood», ein kulinarischer Leitstern Amerikas, versprach ein Gewährsmann. Chefkoch Christopher Kostow war einst Souschef an der Seite des heute weltberühmten Aargauers Daniel Humm, und was Kostow heute macht, könnte man als Küche mit Gartenanschluss beschreiben.

Für immerhin 500 Dollar kann man am *Chef's Counter* in der Küche Platz nehmen, wo zwei Dutzend junge, tätowierte Leute Gerichte zubereiten, die zu den besten gehören, die wir im Laufe des letzten Jahres vorgesetzt bekommen haben. Faszinierend ist die konsequente Linie, ein Kochstil, der reduziert, präzise und intelligent wirkt und bei dem der immense Aufwand sich nicht in optischem Zauber verliert, sondern in den Geschmack investiert wird. Wie die in Ziegenmilch gegarte Schwarzwurzel, kurz abgeflämmt, dann prägnant und salzig kombiniert mit weissem Trüffel und Ziegenmilchbutter.

Aston Martin Rapide S

Leistung: 560 PS, Hubraum: 5935 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 327 km/h
Preis: ab 220 100 Franken





Ein kulinarischer Leitstern: Chefkoch Christopher Kostow in «The Restaurant at Meadowood».



Reise in die Vergangenheit: routinierte Spitzengastronomie in «The French Laundry».

Wo viel mit Gemüse und anderen Gaben der Natur gearbeitet wird, die man im «Meadowood» selber anpflanzt oder von Vertrauensleuten bezieht, ist das Haltbarmachen durch Fermentation die Technik der Stunde. Grossartig schmeckt die Creme aus fermentierten Kartoffeln mit Spinat und Kaviar oder die Miso-Suppe aus fermentierten und geräucherten Eichel. Kostow langweilt einen auch über ein langes Menü mit achtzehn Gängen nie und entwickelt dabei Geschmacksbilder, die sich einem tief ins Genussgedächtnis schreiben.

3 — Die alte Welt Am Tag darauf unternehmen wir eine Reise in die Vergangenheit. «The French Laundry» ist eine Legende, galt zeitweise als bestes Restaurant der Welt, und sein

Erfinder Thomas Keller ist einer der grossen Küchenchefs Amerikas mit globaler Ausstrahlung: ein Pionier der *sous vide*-Gartechnik, der viel für die Weiterentwicklung der Nouvelle Cuisine getan hat.

Sein Ruhm macht es einem schwer, einen Tisch zu bekommen. Und selbst wenn Keller längst nicht mehr am Herd steht, sondern ein kleines Imperium mit zwei Drei-Sterne-Restaurants und den «Bouchon Bakerys» führt, ist sein Restaurant immer voll besetzt. Routiniert wird das Programm abgospult, unserer Bitte, das Menü möge bis 14.30 Uhr beendet sein, kommt die Service- und Küchenbrigade mit erstaunlicher Pünktlichkeit nach. Am Ende kriegen wir die Petit Fours zum Mitnehmen, schön verpackt.

Was bleibt, ist der Eindruck eines Essens, welches zweifellos ausgezeichnet war, aber nie den Eindruck drängender Aktualität aufkommen liess. Auch die «French Laundry» bedient sich eines Gartens, der sich gleich auf der anderen Strassenseite ausbreitet. Was damit gemacht wird, wie der japanische Medai, ein etwas trockenes Butterfischfilet, das mit Kräutern, Gurken, jungem Fenchel und Avocadopüree serviert wird, ist immer gut, aber nie aufregend.

The Restaurant at Meadowood: 900 Meadowood Lane, St. Helena, CA 94574. Telefon 001 (707) 9671205. Nur Abendessen, sonntags geschlossen.
The French Laundry. 6640 Washington Street, Yountville, CA 94599. Telefon 001 (707) 944 2380. Abendessen täglich, Mittagessen freitags bis sonntags. Ausführliche Besprechung der Menüs auf www.dasfilet.ch



«Ich hab das Licht schon gesehen»: Hochseilartist Nock, 50.

MvH trifft

Freddy Nock

Von Mark van Huisseling — Der Seilläufer plant, wieder einmal, drei Weltrekorde aufzustellen. Warum?

Weshalb versuchen Sie mit Ihren Aktionen immer Weltrekorde aufzustellen?» («Freddy Nock wird am 21. März 2015 die Fuorcla Prievlusa in Pontresina auf einem Hochseil überqueren und dabei drei Weltrekorde aufstellen: Die Seilstrecke befindet sich auf 3500 Metern über dem Meer. Die Fallhöhe unter dem Seil beträgt 1000 Meter. Er wird die Seilstrecke von 350 Metern blind balancieren», steht in einer Mitteilung von verganginem Monat. Zuvor hat er bereits mehrere ähnliche Rekorde aufgestellt.) «Ein Weltrekord ist ein Weltrekord und wird im Guinness-Buch der Rekorde präsentiert. Ich hab meinen ersten Rekord 1989 aufgestellt, in St. Moritz [er überquerte das Tragseil der Signalbahn], und seither habe ich gesehen: Das ist ein Markt, und ich kann etwas Gutes machen, nicht bloss im Zirkus auftreten. Ich repräsentiere die Schweiz, und es ist für einen guten Zweck, zum Beispiel.» – «Findet man nur Sponsoren,

wenn man Weltrekorde aufstellt?» – «Klar, es geht auch darum. Und darum, verrücktere Sachen zu machen, die es noch nicht gab. Es war immer mein Ziel, von klein auf, etwas Grösseres zu machen, besser zu sein als die anderen.»

Freddy Nock, 50, ist ein Schweizer Hochseilartist und Extremakrobat. Schon seine Grosseltern waren Seilläufer, sein Vater war es ebenfalls sowie Zirkuszeltvermieter, steht bei Wikipedia. Als Kind reiste Freddy mit seiner Tante respektive dem Zirkus Nock durch die Schweiz. Er gewann Auszeichnungen als Nachwuchsartist und war eine Zeitlang Trapezfänger. Seit zirka zwanzig Jahren stellt er als Solokünstler und -akrobat Weltrekorde auf, unter anderem auf dem Motorrad in der sogenannten Todeskugel; gelegentlich scheitert er mit seinen Versuchen, etwa vergangenes Jahr in China, wo er über das Tragseil einer Bahn auf einen Berggipfel gelangen wollte, aber zweimal aufgeben musste, weil er bei 56

Prozent Steigung abrutschte. Er lebt in Uerkheim, Aargau, ist verheiratet und hat fünf Kinder aus zwei Ehen.

«Wie wird man <Seilläufer>, so heisst es, habe ich gesehen, nicht <Seiltänzer>?» – «Es gibt so viele Wörter, ich sage <Hochseilartist>. Mir ist das in die Wiege gelegt worden, meine Vorfahren waren Gaukler. Und dann ist es meine Leidenschaft geworden. Mein Kleiner [Sohn Leo, dreijährig] war mit acht Monaten auf dem Seil, mit drei konnte er 50er-Motocross fahren [Motorrad mit 50-Kubikzentimeter-Motor] – das ist für mich ein Talent, ein Gen, das man hat.» – «Ihre Balancierstangen, hab ich gelesen, sind bis dreissig Kilo schwer. Weshalb so viel? Als Laie meint man, damit fällt man erst recht vom Seil ...» – «Man kann auch leichtere nehmen, als ich auf den Stelzen arbeitete, meine Solonummer, hatte ich eine zwanzig Kilo schwere Stange ... Ich sage nie genau, wie schwer eine Stange ist, die ich auf dem Seil einer Seilbahn trage, das ist mein Geheimnis; ich habe zu viel erzählt und daraus gelernt.»

«Sie arbeiten ohne Sicherung – wieso?» – «Für mich bin ich die Sicherung, ich und das Material; ich habe einen Artisten gesehen, der ins Netz gefallen ist und sich das Genick gebrochen hat. Das Seil, das ich verwende, ist fantastisch, aber eines ist mir einmal gerissen, weil ich falsch beraten wurde, es war zu lang. Heute kann ich es selber spleissen, mache es genau so, wie ich es will, weil ich mich damit beschäftigt habe. Ich verlasse mich nicht mehr auf andere, ich hab mich entwickelt, musste mich spüren in den letzten drei Jahren.» – «Stimmt es, dass Sie eine Lese- und Schreibschwäche haben?» – «Ich habe drei Unfälle gehabt als Bub: Mit einem Bären, bin in ein Auto gelaufen und fast ertrunken ... Ich hab das Licht schon gesehen. Hat das was damit zu tun, dass mein Hirn nicht funktioniert, wie es sollte? Oder mit meiner Schulbildung, die ich im Zirkus hatte – jeden dritten Tag in eine andere Schule gehen ... Ich kann nicht gut lesen, schreiben, rechnen.» – «Sie sagen, Sie haben Schutzengel. Ist das ein Bild, oder meinen Sie das im Wortsinn?» – «Es gibt etwas auf dieser Welt, das einen schützt, ich red nicht von Gott und nicht von Allah. Ich hab's mehrmals gespürt, ich glaube dran. Aber Glauben ist eine persönliche Sache, jeder Mensch muss einen Glauben haben, jeder, und es ist ein gefährliches Thema.»

«Haben Sie auch Angst vor etwas?» – «Ich hab Flugangst gehabt, Schweissausbrüche; ich hab mich damit beschäftigt, einen Kurs gemacht bei Edelweiss, wenn ich vorne [im Cockpit] dabei sein darf, ist es etwas Schönes. Ich muss vielleicht den Engeln vertrauen. Und ich hab Angst vor Haien, ich geh nur dort ins Meer, wo's knietief ist.»

Sein liebstes Restaurant: «Dort wo's gut ist und mir gefällt. Muss ich jetzt eins sagen?»
«Mövenpick Hotel Restaurant», Höhenstrasse 12, Egerkingen, Tel. 062 389 19 19

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25			26				
27					28						29	30		31
			32	33						34	35			
36		37					38	39						40
41										42				
43								44					45	
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Steht erst zum Schluss fest

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Ein Drudenfuss, doch nichts für Mystiker. 8 Steht es vor dem Killer, darf man sich entspannen. 11 Sprechgesang mit Drang zu aggressivem Klang. 12 Deponieren, silieren oder so. 14 Selbst einem Anfänger geläufig. 15 Bei fehlenden Rundungen stösst man dann eher auf sie. 17 Macht den kanadischen Autofahrer erkennbar. 18 Aufgeblasen ist hier angemessen. 19 So gesehen ist Asien kaum mehr erkennbar. 21 König Davids Vater war ein Geschenk Gottes. 22 Die Stadt nimmt für sich in Anspruch, die älteste in Deutschland zu sein. 24 Region, einst Kern des römischen Reiches. 27 Scuol: mit ... , Ardez, Ftan, Guarda und Tarasp flächenmässig grösste CH-Gemeinde. 28 Zwei entsprechen in den USA 0,9464 Litern. 29 Solche Ehren erhält der Richter – im Film. 32 Die Kartenpartie ist ohne Pieter de unvorstellbar. 34 Mit Swissnet 1 wurde in der Schweiz 1988 das erste ... in Betrieb genommen. 36 Wer da an Camus denkt, hat auch Einstein im Kopf. 38 Für lustvolle Kurzaufenthalte. 41 Nicht der Zirkus Knie sondern der Circus aus Deutschland. 42 Er sieht Verzicht nicht als Manko, ganz im Gegenteil. 43 Minimal, der Schweizer Aktienindex. 44 Ohne Begründung in Kürze gegründet. 45 Schimpfwort: tierisch, französisch. 46 Begriff mit Assoziation Deepwater Horizon. 47 Er steht auf Büchern und macht keinen Mucks.

Senkrecht — 1 Mit dem Wort rückt die Zukunft näher. 2 Geografisch: Wölbung des Stiefels. 3 Leute wie sie: Rickmers, Vinnen u. a. 4 Zylinderschloss: dem Yale sei Dank. 5 Essoll ganz den Anteilen entsprechend sein. 6 Ist es flach, steckt Absicht dahinter. 7 Hölzern, teils kunstvoll, wird mit Füßen getreten. 8 Mit Schirm, Charme und Melone – und mit der Emma. 9 Heureka! (Ich hab's!), rief er. 10 Ihr Reich reichte einst von Chile bis Ecuador. 11 Auf der rechten Seite ist es so aus. 13 Erst damit wird das Gegenteil klar formuliert. 16 Eine Stadt namens Port Vila – fehlt die dazugehörige Insel. 20 Weltseele, wie sie die griechische Philosophie sah. 23 Mit ihr wird sozusagen jeder zum grossartigen Kerl. 25 Die Anhängerschaft nur auf ihn beschränkt. 26 Die einstige Totengöttin ist eine verdoppelte Mörderbande. 28 Die Töpfe sind in England wie Frankreich bekannt. 30 Es wird immer mal wieder kopiert. 31 Farbstoff wie Stift, der Hämatit sorgt fürs Rot. 33 Die Goldbrasse ist beliebt und bekannt, manchmal wird sie auch so genannt. 35 Ohne ihn ist der Beginn eines Fluges unmöglich. 36 Der Fluss in der Toskana entspricht dem Ort in der Lombardei. 37 Mathjis und Paul aus Antwerpen, zwei Kunstmalers vor 500 Jahren. 39 Schweizer Stadt, zweisprachig, Seelage. 40 Nicht nur bei Genies spielen sie eine Rolle.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 398

O	K	L	A	H	O	M	A		E	S	S	E	R
I		Y		U		T	I	M	E	N	I	T	I
E	R	D	K	R	U	S	T	E		G	R	A	V
G	E	I	E	R		S	O	N	D	I	E	R	E
	S	T	R	A	F	E		T			N	R	
E		E				T	E	A	M	G	E	I	S
G	R	E	N	A	D	A		L	E	U			F
E	V	P		N		T	R	I	M	E	S	T	E
W	E	I	S	S	E		T	O	R	T	U	R	
T	N	I	A	G	A	R	A		T	I	T	R	E
S	P	A	R	G	E	L		E		E	L	S	E
S		L	E	E	R	E		T	A	L	L	I	N

Waagrecht — 1 OKLAHOMA (B. Pitt wurde in diesem Bundesstaat geboren) 6 (B-) ESSER 10 ILMENTIT 12 ERDKRUSTE 15 GRAVE (franz. f. schlimm) 17 GEIER 18 SONDIEREN 19 STRAFE 20 TEAMGEIST 23 GRENADA 26 LEU 27 EVP 28 TRIMESTER 31 WEISSE 34 TORTUR 35 NIAGARA 37 TITRE (Madame du Titre - franz. f. Titel - geborene Marie Anne George, war Berliner Original) 38 SPARGEL 39 ELSE (Fräulein Else, Novelle von A. Schnitzler) 40 LEERE 41 TALLINN (Hauptstadt von Estland)

Senkrecht — 1 OLEG (ukrainische Entsprechung v. Helge) 2 LYDIT (Bez. f. paläozoischen Kiesel-schiefer) 3 HURRA 4 MISSETAT 5 (Palo) ALTO 6 ENGI 7 SIRENE 8 STAR 9 RIEN (ne va plus) 11 MENTALITAET 13 RESERVE 14 KEREN 16 VERSPERREN 21 MEMO 22 GUERTEL 23 GEWISS 24 EPINAL (Hauptstadt d. Dép. Vosges) 25 ANSAGE 29 STILL (engl. f. noch) 30 TUTSI 32 SIRE (Reis) 33 EGER 36 ALE

Lösungswort — SINNESORGAN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

JAGUAR XF 4x4 DIE SICHERE ENTSCHEIDUNG FÜR EISKALTE RECHNER.

Der JAGUAR XF mit intelligentem Allradantrieb sorgt für grenzenlose Fahrfreude auch bei schwierigsten Verhältnissen. Wegweisende Technik übernimmt die variable Kraftverteilung auf Vorder- und Hinterräder. So bringt JAGUAR die Leistung des 3.0-Liter-V6-Kompressors mit den Stärken eines Allradantriebs und dem für JAGUAR typischen Fahrgefühl auf die Strasse.

Profitieren Sie ab 1. Januar 2015 vom Kundenvorteil «XF INDIVIDUAL» auf Optionen im Wert von CHF 5'000.- und vom attraktiven 3.9% Sonderleasing. Ihr JAGUAR-Fachmann freut sich auf Ihren Besuch.

+ XF INDIVIDUAL 

Kundenvorteil auf Optionen
im Wert von CHF 5'000.-

Plus 3.9% Sonderleasing

JAGUAR.CH



JAGUAR

JAGUAR XF 3.0-L-V6 S/C 4x4, 4-Türer, 4WD, 340 PS/250 kW, CHF 73'700.-, Gesamtverbrauch 9.6 l/100 km, CO₂-Emission 229 g/km (Durchschnitt aller Neuwagen in der Schweiz 144 g/km), Effizienzklasse G. Kundenvorteil «XF INDIVIDUAL»: gültig ab 1.1.15 bis 31.7.15 (Vertragsabschluss/Immatrikulation in der Schweiz). Nur bei teilnehmenden Partnern und auf gekennzeichneten Fahrzeugen gültig. Leasingbeispiel: gültig vom 1.1.15 bis 31.3.15 (Immatrikulation in der Schweiz bis 30.6.15): XF 3.0-L-V6 S/C 4x4, 4-Türer, 4WD, gleiche Motorisierung, Listenpreis CHF 73'700.-, Leasingrate CHF 829.-/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 20%, Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. JAGUAR Free Service: 3 Jahre kostenlose Wartung ohne Kilometerbegrenzung, inklusive Flüssigkeiten.